

Deutsche
Gesellschaft für
Zeitpolitik

DGfZP

Zeitpolitisches Magazin

JULI 2025, JAHRGANG 22, AUSGABE 46

Zeiten am Lebensende

Die Zeitlichkeiten des Sterbens

Aus dem Inhalt:

Tod und Sterben als Zeitproblem
Der Tod der Toten
Selbstbestimmtes Sterben
Palliativmedizin
Der plötzliche Tod
Lebensverlängerung

In dieser Ausgabe

Zeiten am Lebensende.
Die Zeitlichkeiten
des Sterbens.

<i>Susanne Schroeder</i> Editorial	1
<i>Jürgen P. Rinderspacher</i> Tod und Sterben als Zeitproblem	2
<i>Susanne Schroeder</i> Der Tod der Toten	7
<i>Ursula Bonnekoh</i> Zeiten des Endes...	10
<i>Matthias Gockel</i> Zeitlichkeiten und Zeitkonflikte...	13
<i>Werner Schiewek</i> „Plötzlich und unerwartet...“	15
<i>Lukas Heck</i> Lebensverlängerung als gesellschaftliches Projekt?	19
<i>Cornelia Klinger</i> Endlichkeit in Zeiten und Räumen	22
<i>Dietrich Henckel</i> Zeitlichkeiten am Lebensende	25

Aus der DGfZP

Jahrestagung 2025	31
Tagungsbericht	34
Who is who	36

Forum

<i>Jürgen Klunker</i> Zeit der Musik	37
<i>Susanne Schroeder</i> Rezension: Zeit-Hören...	40

Veranstaltungen und Projekte	42
---------------------------------	----

Neue Literatur	44
----------------	----

Impressum	52
-----------	----

Liebe Leserin, lieber Leser,

Nichts, so heißt es, ist so sicher wie der Tod, und nichts ist so ungewiss wie die Zeit des Sterbens. Was wie eine Binsenweisheit wirkt, verweist bei näherer Betrachtung auf einen grundlegenden Skandal unserer Existenz, der sich selbst in unseren durchplanten und vermessenen Zeiten noch immer nicht tilgen lässt: Die Stunde unseres Sterbens lässt sich nicht berechnen. Obwohl dies nicht mehr so ganz stimmt – und hier sind wir schon ganz im Spektrum unserer Jahrestagung 2024, die sich unter dem Titel „Zeitlichkeiten am Lebensende“ in Darmstadt auch dieser Fragestellung widmete und deren Vorträge hier in Ausschnitten zusammengestellt sind.

Denn *Ursula Bonnekoh*, Mitglied im Präsidium der Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben, beschreibt unter dem Titel „Zeiten des Endes – Selbstbestimmtes Sterben versus Ruf aus dem Jenseits“ sehr deutlich, dass es nach dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts möglich und erlaubt ist, den Zeitpunkt des eigenen Todes festzulegen. Darin unterscheidet sich Deutschland von anderen Ländern.

Zuvor aber führt *Jürgen Rinderspacher* von der DGfZP uns eingehend die verschiedenen Facetten von „Tod und Sterben als Zeitproblem“ vor Augen: Unter historischen und sozialen Gesichtspunkten geht es um das Vergehen des Körpers, das Sterben als Prozess um Trauer, Abschiednehmen und Bestattung, um Unfallgeschehen und kriegsbedingtes Sterben, um das Ringen auf individueller und gesellschaftlicher Ebene. *Susanne Schroeder*, ebenfalls von der DGfZP, beschäftigt sich mit der Rolle und Stellung der Toten und blickt aus kulturanthropologischer Perspektive auf den „Tod der Toten“.

Matthias Gockel, Oberarzt am Sana Klinikum, Berlin, lässt uns ganz konkret in die „Zeitlichkeiten und Zeitkonflikte rund um das Sterben“ auf einer Palliativstation blicken. Er weist auf die verwaltungstechnischen Probleme hin und ermunterte ausdrücklich dazu, Mut zu haben, um das durchzusetzen, was geht. *Werner Schiewek*, langjähriger Lehrbeauftragter für Ethik im Polizeiberuf an der Deutschen Hochschule der Polizei und Landespolizeipfarrer der Evangelischen Kirche von Westfalen, schreibt in seinem Beitrag „Der plötzliche Tod: Unfälle, Katastrophen, Kriege“ über die Herausforderungen, vor denen Polizei und Einsatzkräfte von Hilfsdiensten in spontanen, überraschenden „Sofortlagen“ stehen.

Lukas Heck von der Wirtschaftsuniversität Wien befragt sehr kritisch die gegenwärtigen Überlegungen, Wunschvorstellungen und konkreten Ansätze zur „Lebensverlängerung als gesellschaftliches Projekt“ und *Cornelia Klinger* von der Universität Tübingen unterscheidet Sinnwissen von Funktionswissen und gibt Auskunft über ihre Überlegungen zu „Endlichkeit in Zeiten und Räumen“.

Dietrich Henckel, DGfZP, wertet in seinem Beitrag „Zeitlichkeiten am Lebensende – Zeitpolitische Überlegungen und Folgerungen“ die Diskussionsergebnisse der Tagung aus.

Wir hoffen, dass dieses Heft Ihnen dabei behilflich sein kann, die eine oder andere Frage, die sich beim Nachdenken über die – auch eigene – Sterblichkeit stellt, in genauere Bahnen lenken zu können. Wir haben dazu ausnahmsweise eine längere Leseliste beigefügt, die das Thema aus unterschiedlichsten Blickwinkeln illustriert.

Thomas Mann, dessen 125. Geburtstag wir in diesem Jahr feiern, lässt seinen Hauptprotagonisten im ZAUBERBERG erkennen: „Der Mensch soll um der Güte und der Liebe Willen dem Tode keine Herrschaft über seine Gedanken einräumen“. Im „Forum“ des Hefts widmen wir uns deshalb zwei Beschreibungen, die sich der belebenden Form der Musik widmen.

Viel Spaß beim Lesen!
Susanne Schroeder

Thema: Zeiten am Lebensende – Die Zeitlichkeiten des Sterbens

JÜRGEN P. RINDERSPACHER

Tod und Sterben als Zeitproblem

Die Welt ist durch und durch eine zeitliche Veranstaltung des Werdens und Vergehens, der Entstehung von Strukturen und ihres Verfalls, des Kommens und Gehens. Insofern geht das Thema „Tod und Sterben als Zeitproblem“ gewissermaßen ins Epizentrum jeder zeitlichen Theorie, die schon Aristoteles und einige Jahrhunderte nach ihm Augustinus als die Bewegung, das Hin und Her und Auf und Ab, als unabdingbare Voraussetzung für die Existenz von Zeit überhaupt konzipiert hatten. Also ist es eigentlich folgerichtig, auch mal über das Werden und Vergehen des menschlichen Körpers und, falls man daran glaubt, seiner Seele zu sprechen – sowohl was die einzelne Person, als auch was die jeweilige Kultur oder Zivilisation betrifft, innerhalb derer Geborenwerden, Sterben und Totsein sich abspielen. Das hat seine theoretischen, aber auch seine ganz praktischen, phänomenologischen und performativen Aspekte. Das reicht von der Frage nach dem Anfang und dem Ende des Lebens und seiner Definition über die Frage der Zeitwahrnehmung und des Zeiterlebens am Lebensende, über Trauerzeiten und Fragen der zeitlichen Reichweite finanzieller Absicherung für die Hinterbliebenen bis hin zu der Festlegung zeitlicher Normen für die Rettungsdienste, um zum Beispiel Schlaganfallpatienten

möglichst frühzeitig in eine Stroke-Unit im Kreiskrankenhaus einliefern zu können.

Nicht selten geht es um Sekunden, wenn Leben oder Tod auf dem Spiel stehen – sei es um die Sekundenbruchteile, die wir übermüdet im Auto eingenickt sind oder in denen sich der Radreifen eines ICE gelöst hat, der dann am Brückenpfeiler zerschellt. Manchmal sind es Minuten, die den Unterschied machen, ob jemand nach einem Schlaganfall rechtzeitig die Stroke-Unit des nächsten Krankenhauses erreicht, manchmal sind es Stunden oder Tage, die den moribunden Patienten vom Übergang ins Reich des Todes trennen, manchmal sind es Jahre, die die spätere Trauer anhält. Immer ist es die Zeit, die Lebenszeit, die uns von Gott oder wem auch immer geschenkt oder anvertraut wurde, die damit aufhört, zu existieren. Damit endet unsere Selbstbestimmung über die eigene Zeit und unser Recht auf eigene Zeit, der Genuss von Zeitwohlstand, der zeitliche Stress, die Langeweile, die Erwartungen an die Zukunft. Und wenn man den einen glauben darf, ist damit alles Zeitliche am Ende; die anderen behaupten, dass jetzt erst die schönste Zeit beginnt, an Gottes Seite im Reich der Ewigkeit.

I. Zeit, Leben, Tod

Dass das Leben Zeit ist und die Zeit nicht ist ohne Leben, zumindest nicht ohne Bewegung, erscheint als eine Binsenweisheit, zumindest für den/die sozialwissenschaftlichen Zeitforscher:in. Aber was bedeutet dann diese Grenze zwischen Zeit und Nicht-Zeit für diejenigen, die unsere Welt gezwungenermaßen oder freiwillig verlassen und auf der anderen Seite für diejenigen, die dabei sein müssen oder wollen, wenn es ans Sterben geht, für die Angehörigen, die medizinischen Begleiter und die Begleiter für die Angehörigen der Sterbenden? Was bedeutet der Tod als Zeitproblem in der modernen Gesellschaft? Was bedeutet der Vorgang des Sterbens als Vorgang in der Zeit für diejenigen, die es passiv erleiden und diejenigen, die dabei sind?

„Lebensspanne“ ist ein Begriff, der deutlich macht, wie sehr unser Leben mit dem Faktor Zeit verbunden ist. Wir wissen zwar, wann das Leben beginnt – aber ehrlicherweise nur ungefähr, wenn man an die Diskussionen um die Legitimität und Legalität von Schwangerschaftsabbrüchen denkt. Und wir wissen auch nicht exakt, wann es endet, wie groß also unsere Lebensspanne genau sein wird. Denn die präzise Bestimmung des Todeszeitpunkts ist ähnlich uneindeutig wie die des Lebens. Wir kennen die Lebensspanne, den Todeszeitpunkt, wenn wir unser Leben auf eigenen Entschluss verkürzen wollen, entweder weil wir das Leben nicht mehr aushalten wollen, wie es ist, oder weil wir, von schwerer Krankheit gezeichnet, eine medizinisch mögliche Lebensspanne nicht aushalten wollen, wenn uns also die Qualität unserer Lebenszeit wichtiger ist als deren Quantität. Haben wir überhaupt das Recht, über die Dauer unseres Lebens zu befinden oder gibt es eine höhere Macht, die hier die Prerogative hat? Während Selbstmörder früher nicht einmal auf dem christlichen Friedhof begraben werden durften, billigt eine freiheitliche Gesellschaft ihren Mitgliedern das Recht zu, auch hier weithin selbstbestimmt zu entscheiden. Und weiter zum Stichwort Lebensspanne: Wollten nicht alle Menschen zu allen Zeiten, dass sich die menschliche Lebensspanne verlängert? Mit möglichen 800 Jahren bewirbt sich eine politische Partei regelmäßig um Mandate im Bundestag. In der einigermaßen seriösen Fachliteratur, die sich mit den Möglichkeiten und Grenzen der kollektiven Lebensverlängerung beschäftigt, wird inzwischen eine Erweiterung der Lebensspannen auf bis zu 150 Jahre diskutiert.

Lebensspanne beinhaltet aber auch das Gegenteil, nämlich den Senizid, das heißt die freiwillige oder erzwungene Tötung alter Menschen in vorindustriellen Gesellschaften bzw. bei sogenannten Naturvölkern, deren natürliche Res-

ourcen regelmäßig nicht ausreichen, um den gesamten Stamm zu ernähren. Für alte Menschen war es dann üblich, freiwillig oder gezwungen aus dem Leben zu scheiden. Verbreitet sind hier etwa die Suizide bei der indigenen Bevölkerung Nordamerikas in vorigen Jahrhunderten, bei denen sich die Alten von einem Felsen in die Tiefe stürzten.

II. Bestattung

Die kulturellen Unterschiede im Umgang mit dem Tod sind weltweit gewaltig. Und sie schreiben sich weiter fort mit der modernen Entwicklung hin zu einer postindustriellen, weithin säkularisierten, andererseits mit neuen religiösen Energien aufgeladenen, diversen Gesellschaft. Immer spielen dabei spezifische Zeitlichkeiten eine besondere Rolle. Ob und ggf. wie lange darf oder soll der Leichnam aufgebahrt werden? Welche Rituale sind zu beachten? Wie lange darf die Zeitspanne zwischen Tod und Beerdigung sein? Welche Formen der Bestattung sind zulässig und welche Zeitabläufe sind damit verbunden? Und wie verändert sich das alles im historischen Verlauf?

Das erste Krematorium in Deutschland nahm 1878 in Gotha seinen Betrieb auf und darf als Ausdruck der weiteren Durchsetzung von Säkularisierung und neuer Weltanschauungen im sich modernisierenden Kaiserreich betrachtet werden, nachdem vormals die Kirchen die Regeln bestimmt hatten. Noch 1886 untersagte Papst Leo XIII. den katholischen Christen die Urnenbeisetzung. Heute bestätigen Bestatter in den urbanen Zentren, insbesondere mit hohem Zuwandereranteil wie auch mit einem hohen Anteil an grün-alternativer Lebenskultur, dass die traditionellen, von der alten kirchlichen Leitkultur geprägten Bestattungsrituale weiter ihre Prägekraft verlieren. Auch die tradierten Rituale der Zuwanderungskulturen verlieren an Bedeutung, so wie infolge der Individualisierung der Gesellschaft neue, großenteils privat kreierte Rituale entstehen.

In der christlichen Religion hat der Glaube an die Auferstehung über Jahrhunderte zu einer Relativierung des diesseitigen Lebens, der Lebensspanne auf dieser Erde, geführt. In verschiedenen Dogmen der unterschiedlichen christlichen Konfessionen und Denominationen wurde, zumindest in der traditionellen Sichtweise, das menschliche Sein im Hier und Jetzt als Bewährungsprobe für das eigentliche Ziel des Lebens, in das Reich Gottes zu gelangen, angesehen. Die Erdbestattung als die Norm des genuin christlichen Begräbnisses ist eine der Konsequenzen daraus, indem die Erhaltung des Leibes als Leichnam nach traditionell christlicher Vorstellung eine Voraussetzung für die Auferstehung ist, so wie sie nach dem Neuen

Testament bei der Auferstehung Jesu gleichsam vorexerziert wurde.

In bestimmter Weise hat die christliche Sicht auf die Welt und ihr Verhältnis zu Leben und Tod nachhaltig die gesamte westliche Zivilisation geprägt. Max Weber hat dies in seiner berühmten **PROTESTANTISCHEN ETHIK** als Antrieb der Menschen im Einflussbereich der Calvinistischen Ethik zu einem historisch einmaligen, namentlich besonders rechenhaften Umgang mit der Zeit verantwortlich gemacht.

Auffällig sind etwa auch die Totenkulte in Mittelamerika, die als fröhliche Feste zelebriert werden und mit der Vorstellung verbunden sind, dass mit dem leiblichen Ableben nahestehender Menschen noch längst nicht alle Möglichkeiten abgebrochen sind, mit diesen zu kommunizieren. Ähnliche Rituale finden wir, hier im täglichen Gebrauch, mit den Hausschreinen des Shintoismus etwa in Japan. Das Ende der Lebensspanne des leiblichen Lebens bedeutet hier also nicht das Ende der Zeitspanne, innerhalb derer eine Kommunikation mit den Verstorbenen möglich ist.

III. Sterben als Prozess

Bisher war viel vom Tod die Rede und nur wenig vom Sterben als einem zeitlichen Prozess – einerseits in medizinisch-physiologischer, zum anderen in sozialer Hinsicht. Das Sterben kann ein plötzliches oder ein sich lang hinziehendes Ereignis sein. Sterben meint substantiell den Übergang von einem in den anderen Zustand – man kann auch sagen, der Begriff des Sterbens bezeichnet eine Übergangszeit. Übergänge sind immer kritisch. Sie sind, anders ausgedrückt, Krisenphänomene. Wobei hier in mehrerlei Weise mit zeitlichen Kontingenzen zu kalkulieren ist. Denn nicht immer ist klar, ob der sich verschlechternde Zustand tatsächlich der Weg eines moribunden Menschen ist oder letztlich doch nur eine Krise im Sinne der perspektivischen Wiederherstellung eines vitalen Zustands im Durchlauf durch einen vorläufigen Zusammenbruch. Das wirft sowohl physisch-medizinische als auch psychosoziale Probleme auf. Stichworte sind hier Sterbebegleitung und Palliativmedizin. Medizinisch löst die Aussage eines Arztes, der Patient sei austherapiert und eine Ausbreitung der Erkrankung bis hin zum Tode nicht mehr aufzuhalten, zuerst die Frage nach der noch zu erwartenden Lebensspanne aus: Wie viele Tage, Wochen, Monate oder gar Jahre sind noch erwartbar? Und wie kann man eine solche Nachricht als Betroffene(r) überhaupt verkraften?

Medizinisch stellt sich hier das ethisch höchst diffizile Problem des Arztes, zwischen Akut- und Präventivmedizin entscheiden zu müssen, ob zum Beispiel eine therapeutische Maßnahme wie eine teure Krebstherapie infolge nicht erkennbarer Erfolge vertretbar ist oder nicht.

Das ist wesentlich bedingt durch wirtschaftliche Restriktionen, die aus nachvollziehbaren Gründen durch die Vorgaben der Krankenkassen gesetzt sind. Im weiteren Sinne sind Regeln wirksam, die zum Beispiel bestimmte Therapien und medizinische Eingriffe an das Lebensalter der Patient:innen binden – alles mit dem an sich nachvollziehbaren Ziel, ein für alle Mitglieder der Gesellschaft zugängliches Gesundheitssystem aufrechterhalten zu können. Statistische Einsichten führen dann also zu Restriktionen bezüglich der Dauer von Behandlungen oder auch des Beginns medizinischer Behandlungen. Und dies wirkt wieder – wie schon beschrieben – auf die erreichbare Lebensspanne der Betroffenen zurück.

IV. Zeitlichkeiten des Sterbens und der Begleitung

Bei den sozialen Aspekten des Sterbevorganges ist zu unterscheiden zwischen der betroffenen Person selbst und den ihr nahstehenden Menschen, die von ihrem Hingang in irgendeiner Weise lebensweltlich oder psychisch tangiert sind. Was den/die Betroffene angeht, eröffnet das Sterben einen neuen, bislang nicht oder nur theoretisch bekannten zeitlichen Horizont. Über diesen spiegelt sich das Handeln des Sterbenden in der unmittelbaren Gegenwart. Je nach Schwere der Erkrankung ist ein zeitlicher Horizont durch den Sterbenden nicht mehr wahrnehmbar und wird damit zu einer Art erweiterter Gegenwart, die auch das zeitliche Referenzsystem der verbleibenden Alltage bestimmt. Zugleich kann, sofern die zeitliche Wahrnehmung noch intakt ist, ein enormer Zeitdruck entstehen. Dieser äußert sich unter anderem darin, seine letzten Dinge zu ordnen, ggf. Erbschaften zu organisieren, die berühmte Bucket-List (aller-)letzter Wünsche zu erfüllen oder noch ein letztes Mal all diejenigen Menschen zu treffen, von denen sich persönlich zu verabschieden man für wünschenswert hält. Die Zeiträume hierfür können sehr unterschiedlich sein, je nachdem, wie schnell das Ende „in Sichtweite gerät“ – in Abhängigkeit von den Prognosen für das erwartete Ende. Nicht selten aber lässt der plötzliche Tod überhaupt keine Zeit mehr für eine Beeinflussung der sozialen Prozesse des engeren Lebensumfeldes oder für die Abarbeitung von Wünschen.

Im Gegensatz zu einem entstehenden Zeitdruck kann sich auch eine Phase großer zeitlicher Gelassenheit ergeben, sofern die erkrankte Person als moribund ausgewiesen ist und aus dem System der medizinischen Versorgung zu Heilzwecken in das System der Palliativversorgung beziehungsweise der Palliativpflege im Hospiz übergeht. Hier stoßen wir dann schnell an die Grenzen, aber auch die Möglichkeiten struktureller Rahmenbedingungen von Tod und Sterben im modernen Wohlfahrtsstaat. Und hier

sind Zeitlichkeiten wesentlich für die Frage eines humanen Umgangs mit der allerletzten Lebensphase mitverantwortlich. Denn während in der Phase der normalen, fristfreien Pflegebedürftigkeit allen Kritiken aus Forschung und medialer Öffentlichkeit zum Trotz die so genannte Minutenpflege, das heißt eine nach tayloristischen Prinzipien und damit streng an Zeitvorgaben orientierten Pflege gängige Praxis ist, scheint die Bedeutung von Zeit im Raum der Palliativmedizin zu großen Teilen fast suspendiert. Das gilt sowohl für die Frage der Zeitpunkte von Einsätzen von Ärzten und Pflegepersonal als auch, sehr wichtig, in Bezug auf die Dauer der Einsätze für die medizinische, pflegerische und psychosoziale Unterstützung. Auch wenn einzelne Erfahrungen dagegen sprechen können, scheint es an dieser Stelle doch gelungen zu sein, Strukturen zu etablieren und passendes Personal zu rekrutieren, um den Aufgaben, die sich im Umgang mit Menschen in der Sterbephase stellen, entsprechen zu können.

Eine dritte Kategorie ist das selbstbestimmte Sterben im Sinne einer organisierten bzw. assistierten Sterbehilfe durch Dritte. Selbstbestimmtes Sterben heißt zumindest idealtypisch Selbstbestimmung über den Sterbezeitpunkt. Dem eigenen Leben ein bewusstes Ende zu setzen, weil man es nicht mehr für lebenswert hält, gehört zu den exponiertesten Fällen eines Rechts auf eigene Zeit, das bei einem gemeinsamen freiwilligen Sterben eines Paares auch die Dimension des Rechts auf eine gemeinsame Zeit umfasst.

V. Zeithorizonte von Abschiednehmen und Trauer, Totengedenken

Für die An- und Zugehörigen sterbender Menschen bedeutet das Sterben eine unwiderrufliche Limitierung des Zeithorizonts bezogen auf die Interaktion. Das hat unterschiedliche Implikationen.

Die letzte Zeit kann noch einmal eine sehr intensive Zeit des Miteinanders werden, die die Beziehung vertieft, oder sie kann die Chance bieten, Ungeklärtes zu bereinigen, Unversöhntes zu versöhnen, Konflikte noch zu lösen. Damit ist zuweilen ein intensives Zeiterleben, eine Art Flow verbunden, ein Überschreiten der alltäglichen Zeiterfahrung.

Trauer beinhaltet auch die Frage nach dem Ort, an dem der/die Verstorbene sich nun aufhalten mag. Für viele Hinterbliebenen ist es eine große Hilfe, einen physischen Ort zu haben, mit dem sie den Toten/die Tote irgendwie in Verbindung bringen können. Traditionell ist dies eine nach Stand und Portemonnaie möglichst ästhetisch ausgestaltete Grabstelle. Immer öfter jedoch wünschen sich die Versterbenden eine anonyme Ruhestätte mit Wald-Atmosphäre.

In der zeitlichen Dimension ist Trauer sehr viel unkonkreter. Sie entzieht sich nicht nur in zeitlicher Hinsicht fast vollkommen der Kontrolle der trauernden Person. Weder kann diese die Zeitpunkte bestimmen, zu denen und aus welchen Anlässen das Gefühl des Schmerzes aufkommt, noch erst recht nicht die Dauer des schmerzhaften Erinnerns: Die Trauer selbst bestimmt, wie viele Tage, Monate oder Jahre sie sich bemerkbar macht und wie heftig in welchen Perioden ihre Ausschläge sind. Hierzu haben sich professionelle Seelsorger:innen immer wieder geäußert.

In den Phasen der Trauer trifft der seelische Zustand der Trauernden oft hart auf die Wirklichkeit des Alltagslebens. Die häufige Inkompatibilität mit der modernen Lebenswelt wird u. a. deutlich, wenn die zeitlich unterschiedlich gelagerten und nur bedingt vorhersehbaren Phasen der Trauer auf die Ansprüche einer noch weithin getakteten und in ihren Leistungsanforderungen unerbittlichen Arbeitswelt treffen. Die vorfindlichen Regelungen nehmen auf Trauerphasen nur selten genügend Rücksicht, nicht nur was ihren Umfang, sondern auch was ihre Flexibilität betrifft.

Der Umgang mit dem toten Körper, Trauer, Bestattung und die damit verbundenen Tätigkeiten und Rituale sind gesellschaftlich und teilweise rechtlich weitreichend normiert und unterscheiden sich wie eingangs gesagt zwischen Religionen und Gesellschaften beträchtlich. Selbst die Trauerorte haben unterschiedliche zeitliche Regeln. In der mitteleuropäischen Tradition wird ein Grab für eine bestimmte Dauer (mit Verlängerungsmöglichkeit) gemietet oder gekauft, während in anderen religiösen Traditionen ein Grab im Prinzip auf ewig Bestand haben muss. Indem zunehmend anonyme Bestattungen – z. B. in Friedwäldern oder durch Verstreuungen der Asche im Meer oder der Natur – gewählt werden, werden Trauer und Gedenken völlig von einem spezifischen Ort gelöst.

Die üblichen Trauerzeiten, die den Hinterbliebenen zugebilligt werden, sind je nach Gesellschaft unterschiedlich durch Konvention normiert. In unseren Breiten ist das Trauerjahr eine noch bekannte Zeitnorm. Werden solche in einer Gesellschaft für üblich erachteten Trauerzeiten überschritten, wird dies anhand spezifischer Kriterien als psychisch-pathologischer Befund gewertet, der einen Behandlungsbedarf signalisiert.

Eine weitere zeitliche Dimension stellt die Begehung von Gedenktagen dar. Dabei muss man zwischen individuellen und kollektiven Gedenktagen unterscheiden. Die individuellen Gedenktage sind in der Regel das Todesdatum einer gestorbenen Person, die man in privaten Rahmen oder etwa durch einen individuellen oder gemeinschaft-

lichen Gedenkgottesdienst begehen kann. Kollektive Gedenktage für die Toten einer Gemeinschaft, etwa der Totensonntag, Allerseelen, Volkstrauertag, sind mit jeweils spezifischen Ausrichtungen verbunden. Gedenktage, die noch einmal spezifisch zu diskutieren wären, sind die Gedenktage für die Gefallenen in Kriegen.

VI. Schneller und langsamer Tod

Was ist, wenn dem Tod nicht eine lange Pflegezeit vorangeht, sondern die Polizei mit der Nachricht von einem Verkehrsunfall vor der Tür steht? Wenn der Tote Opfer einer Flutkatastrophe geworden ist? Wenn man den Partner nach einem Schlaganfall oder Herzinfarkt morgens tot in der Küche findet? Während bisher von einem langsamen Sterben mit Ankündigung und in Würde gesprochen wurde, sieht die Realität nicht selten grausam aus und die zeitliche Dimension scheint denen, die einen geliebten Menschen plötzlich und überraschend verloren haben, unbittlich. Das bedeutet für den/die Gestorbenen, keine Zeit mehr gehabt zu haben, um Dinge zu regeln, um noch jemanden um Verzeihung bitten zu können, um auch nur zu spüren, dass man aus der Welt geht. Für die Angehörigen ruft ein solch abruptes Ereignis eine besondere Form des Leidens hervor, die oft organisierter Hilfe bedarf. Denn anders als bei hochbetagten Sterbenden stellt sich hier allein durch den unvorhersehbaren Abbruch der normalen Dramaturgie einer Lebensspanne und ihrer biografischen Sequenzialität die Sinnfrage. Hatte alles seine Zeit? Gibt es Gründe dafür, dass den jungen Opfern der Brandkatastrophe in der Disco die Chance auf ihre Zukunft genommen wurde, das heißt ihre Erwartungen und Träume an das Leben zu erleben? Der plötzliche und damit zumeist irgendwie tragische Tod ruft die Notwendigkeit eines professionalisierten Netzwerkes der psychischen Nach-Betreuung und der Seelsorge hervor. Professioneller Hilfe bedürfen darüber hinaus aber auch diejenigen, die mit dem Retten von Leben beschäftigt sind und sich – nicht selten im Ehrenamt, unter anderem bei den Freiwilligen Feuerwehren – selbst in Lebensgefahr begeben.

VII. Tod und Krieg

Seit ein paar Jahren hat auch unsere Gesellschaft endgültig das lange öffentlich verdrängte Problem erreicht, welche Todesopfer Naturkatastrophen und Kriegseinsätze kosten und – so zynisch das klingen mag – kosten dürfen. Mit der Dauer von Kriegseinsätzen wächst die Zahl der Toten, die zu beklagen sind. In unmittelbaren Kriegssituationen ist dann auch von der „Höhe des Blutzolls“ die Rede, der auf eine Sinnstruktur und eine gesellschaftliche Rechtfertigungsordnung bezogen werden muss, die die

Risiken des Todes im Kampfeinsatz mit den ethischen Maximen einer Gesellschaft in Einklang bringen kann. Wenn die Zeit drängt, muss über Tod und Leben nach ethisch vereinbarten Regeln entschieden werden. Der Begriff der Triage reguliert die Behandlungsdringlichkeit, das heißt die auch zeitliche Priorisierung von Behandlungen. Das bedeutet jedoch auch, unter den Bedingungen defizitär verfügbarer Ressourcen für die Rettung bei im Zeitverlauf lebensgefährdeten Personen diese denen zukommen zu lassen, deren Überlebenschancen von der jeweiligen Rettungskraft als medizinisch am höchsten eingeschätzt werden. Zusammenfassend muss man feststellen, dass Krieg und Sterben im Krieg die Extremform des Verlustes an zeitlicher Selbstbestimmung darstellen.

VIII. Tod in jungen Jahren

Es sind aber nicht nur ältere Menschen, die mit Tod und dem Sterben zu tun haben: Eltern verlieren ihre Kinder, Kinder verlieren früh ihre Eltern. Die Generationalität des Todes und nicht weniger des Sterbens ist ein weiterer Aspekt von Zeitlichkeit im Rahmen unseres Themas. Von Eltern, die erleben müssen, dass ihre Kinder nicht in der genealogisch normalen Reihenfolge aus der Welt gehen, weiß man, in welcher Weise sie von Schuldgefühlen gepeinigt sind, nicht selten lebenslang. Umgekehrt fühlen Kinder sich von ihren Eltern alleingelassen auf dem Weg ins Leben, wenn diese „vorzeitig“ versterben. Es bleibt eine Herausforderung, jungen Menschen, auch wenn sie nicht unmittelbar vom Tod betroffen sind, die Faktizität des Sterbenmüssens so zu erklären, dass sie die eigene und die Allgemeine Begrenztheit der Lebensspanne als *Conditio humana* begreifen und nicht als Strafe einer höheren Macht oder Fehlkonstruktion des Lebens, der man mit allen Mitteln widerstreben muss.

IX. Jenseits oder Nichts

Für Angehörige ist die Frage danach, wo eigentlich der geliebte, manchmal aber auch der gehasste oder indifferent betrachtete Angehörige nach dem Prozess des Sterbens, wenn die Beerdigung vorbei ist, ableibt, eine Frage, die jede Menge zeitliche Implikationen hat oder zu haben scheint. Sie kann hier jedoch nicht weiter vertieft werden. Auf die unterschiedlichen weltanschaulichen Perspektiven und die interkulturellen und interreligiösen Fundierungen der Antworten auf die eschatologische Dimension von Tod und Sterben wurde eingangs hingewiesen.

*Dr. Jürgen P. Rinderspacher,
Mitglied der DGfZP,
Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler*



Totenmasken aus Gold- und Silberblech, Ica-Kultur (Peru), 1000 – 1470 u. Z.;
Ethnologisches Museum, Berlin

SUSANNE SCHROEDER

Der Tod der Toten

Was kann man über den Tod aussagen? Eigentlich nichts. Denn erfahren haben ihn nur die Toten, und mit denen können wir nicht sprechen. Somit schließt sich eine wie auch immer historische Erforschung eigentlich aus, da ihr das Subjekt fehlt. Genau deshalb müssen wir uns, wenn wir Epikur lesen, vor dem Tod auch nicht fürchten. Denn wo er ist, sind wir nicht, und wo wir sind, ist er nicht. Aber Logik tröstet nicht. Sokrates war in der unmittelbaren Nähe seiner Betroffenheit deshalb auch vorsichtiger, wenn er davon sprach, dass er nichts über ihn wisse. Denn darum dreht sich seine Apologie – nicht um alles Wissen und nicht um das sichere und tragfähige Fachwissen oder ein durch Normen vereinbartes ethisches Wissen, sondern um das Nichtwissen vom Tod. *„Denn den Tod fürchten, ihr Männer, das ist nichts anderes, als sich dünken, man wäre weise, und es doch nicht sein. Denn es ist ein Dünkel, etwas zu wissen, was man nicht weiß. Denn niemand weiß, was der Tod ist, nicht einmal, ob er nicht für den Menschen das größte ist unter allen Gütern. Sie fürchten ihn aber, als wüßten sie gewiß, daß er das größte Übel ist. Und wie wäre dies nicht eben derselbe verrufene Unverstand, die Einbildung, etwas zu wissen, was man nicht weiß!“*¹

Thomas Macho erläutert in seinem einschlägigen Artikel über den Tod für das Handbuch HISTORISCHE ANTHROPOLOGIE in Anspielung auf Philippe Ariès, dass eine „Geschichte des Todes“ genauer nur eine Historiographie

der menschlichen Beziehungen zum Tod sein könne, aber selbst diese Definition an der Ungreifbarkeit des „Beziehungspartners“² kranke. Mit der für ein anthropologisches Handbuch erstaunlichen Feststellung, dass ein kulturelles Verhältnis zum Tod nicht als „anthropologische Konstante“ verstanden werden kann, weil sich die uns geläufigen Befürchtungen und Ängste erst in neuzeitlicher Aufbruchstimmung durchgesetzt haben, gibt er uns einen entscheidenden Fingerzeig: Die meisten prämodernen Gesellschaften ließen sich nämlich durch ihre Beziehung zu den Toten charakterisieren – sie kümmerten sich um die Toten, nicht um den Tod.

Der Tod wurde als wirklich erfahren in der Epiphanie des Toten, im Erschrecken über den Toten als das Double des vorher Lebenden: Menschlich und unmenschlich zugleich, vertraut und fremd, menschlicher Organismus und zugleich Ding mit Gesicht, Augen, Mund, Nase. Er sieht niemand an, er „durchschaut“ sein Gegenüber, das als Überlebender dasteht (940 f.). Diesem Anblick des Toten versuchte man zu entgehen, nicht „dem Tod“. Neuzeitlich bedeutete das, den Toten in ein eigenes Zimmer zu legen, außerhalb der eigenen Räume, möglichst in ein anderes Haus, ein Krankenhaus, ein Sanatorium...

Wie aber gestalteten – und gestalten sich auch heute noch an manchen Orten – die Beziehungen zu den Toten, wenn es nicht primär um eine Abschottung, sondern um einen gezielten Umgang mit ihnen geht?

Thomas Macho stellt fest, dass von den Anfängen eines bewussten Umgangs mit dem Tod wenig bekannt ist. Es gibt zwar Spekulationen über prähistorische Totenrituale, Kannibalismen und rituellen Verzehr von Toten, aber von den Gräbern her sind keine Hinweise auf den Glauben an ein Fortleben nach dem Tod belegt. Vielleicht kommen hier eher unsere eigenen Ängste und Phantasien zu Wort (942). Erst mit der neolithischen Revolution und dem damit verbundenen temporalen Umsturz – denn mit einer Landnahme war nun auch eine zeitliche Reihung nötig, die Ahnen und Erbschaftsverhältnisse zur Begründung des Landbesitzes installierte – wurde es wichtig, die Toten, die auf der Jagd umgekommen waren, auf heimatlichem Boden zu begraben (943). Gemeinschaftsgräber, unabhängig von der sozialen Stellung, sicherten die kollektive Identität der Gruppe.

Die an vielen Orten anzutreffenden Skelettierungsmaßnahmen – die Präsentation der Toten auf Hügeln, um sie von Geiern entfleischen zu lassen und danach erneut zu begraben, fanden nicht aus gesundheitlich-hygienischen Gründen statt, denn es wäre einfacher gewesen, die Leichen in ausreichender Entfernung von der Wohnstätte abzulegen. Stattdessen trennte man im neolithischen Jerusalem (8000 Jahre v. u. Z.) die Schädel von den Körpern und unterwarf sie einer besonderen Konservierung. Nachdem man sie in Lehm zu menschlichen Gesichtern ausgeformt, bemalt und mit Augen aus Kaurimuscheln ausgestattet hatte, wurden sie an speziellen Orten aufgestellt. Ähnliche Zeremonien wurden in Neuguinea, Melanesien, Nordsumatra oder Madagaskar beobachtet. Ab dem 6. Jahrtausend v. u. Z. wurden die Ahnenschädel durch Gesichturnen ersetzt, in denen die Knochen der Verstorbenen aufbewahrt wurden. Sarkophage – übersetzt: „Fleischverzehr“ – repräsentieren die weitverbreitete Praxis, Gebeine nach ihrer Verwesung und Austrocknung in Urnen beizusetzen. All das – das Entfernen des Fleisches von den Knochen, Abtrennen der Schädel, Modellieren von Schädeln, Öffnen von Gräbern, Umlagern verwester Gerippe – war schwere und unangenehme Arbeit – warum? Zur Versöhnung und Besänftigung der Toten? Macho konstatiert als Anlass einen tiefen Schrecken, der offenbar aus der Konfrontation mit den Toten entspringt. „Denn ebenso gewiss wie der Tote ein bestimmter, identifizierbarer, benennbarer und genealogisch legitimer Angehöriger bleibt – und zugleich nicht bleibt, ebenso gewiss ist er tot, – und lebt doch tatsächlich (in einem ganz und gar unmetaphysischen Sinn) weiter.“ (944)

Der Tod ereignet sich nicht in einem Augenblick als Überschreitung einer Grenze. Wenn man Walter Benjamin vertraut, ist es ein sehr langer Prozess: „*Produktion der Leiche ist, vom Tode her betrachtet, das Leben. Nicht erst im Verlust von Gliedmaßen, nicht erst in den Veränderungen des alternden Körpers, in allen Prozessen der Ausscheidung und der Reinigung fällt Leichenhaftes Stück für Stück vom Körper ab. Und kein Zufall, dass gerade Nägel und Haare, die vom Lebenden weggeschnitten werden wie Totes, an der Leiche nachwachsen*“³ (945). Dieser Prozess macht Angst, denn er bereitet Qualen, Schmerzen, Gestank.

Die eigentliche Leistung aller komplexen Bestattungs-, Skelettierungs- oder Kremierungsmaßnahmen besteht in der Erreichung dieses Ziels: Den Gestorbenen in ein „geradezu kristallines, anorganisches Ensemble von Knochen und Ascheresten“ zu verwandeln (945). Denn erst das Skelett oder die Asche beweisen das Ende, den Abschluss des Übergangs vom Leben zum Tod. Dieser Übergang muss möglichst präzise begleitet werden und zu diesem Zweck haben sich verschiedene Formen der *rites de passage* herausgebildet – Trennungs-, Umwandlungs- und Angliederungsriten. Sie helfen bei der anfänglichen Verarbeitung des ersten Schocks und der letztendlichen Eingliederung in den Totenort, vor allem aber begleiten sie auf der Reise – denn kaum ein anderes Bild hat sich, wie Macho resumiert, im Laufe der Metaphorisierung des Todes stärker eingeprägt als das der Reise (946). Ausgerechnet den sesshaften Kulturen begann der Tod sich als Wanderung zu veranschaulichen, die oft von Schwierigkeiten, Gefährdungen und Prüfungen geprägt war. So beschreiben die Ägyptischen Unterweltbücher nicht nur die Topographie, damit die Seele den richtigen Weg findet, sondern geben auch konkrete Anweisungen, was der Verstorbene bei diversen Prüfungen zu tun und zu antworten hat. Die Liturgie des Seelenaufstiegs der gnostischen Mandäer beschreibt eine 45-tägige Jenseitsreise, bei der die Seele die Sphären der Planeten und Tierkreise passieren muss. Im TIBETISCHEN TOTENBUCH werden Techniken zur Suche des Ortes der Wiedergeburt erklärt, südamerikanische Ethnien beschreiben, wie die Seele zwischen zwei Wegen wählen muss, von denen nur der schwierigere ein neues Leben im Totenreich ermöglicht. Immer geht es darum, diesen Übergang erfolgreich zu meistern, denn andernfalls kann die Seele keine Ruhe finden und die in diesem Fall wiederkehrenden Toten irren als Totengeister auf der Erde umher und erschrecken die Lebenden oder erinnern sie, die nötigen Rituale abzu-

schließen, so dass der Tote ins Jenseits gelangen kann.⁴ Ihre diesseitige Entsprechung findet die Totenreise deshalb in der Trauerzeit (947). Denn hierbei handelt es sich um die Zeit, die mit der Verwesungsdauer der Leichen korreliert – und auch die Trauerzeiten der Hinterbliebenen unterscheiden sich kulturell deutlich und sind teilweise mit komplizierten Verhaltensregeln und Tabus verbunden. Wir haben es mit einer befristeten Koalition zwischen Toten und Überlebenden zu tun, deren Zweck es ist, sicherzustellen, dass der Tote sein Reiseziel erreicht – und weg ist. Die gelegentlich zu beobachtende „Rückkehr“ der Toten widerspricht dem nicht und hat ihre eigene Logik, denn jede Grenze, so Macho, *„lässt sich dauerhaft nur behaupten, wenn sie gelegentlich geöffnet wird“* (949). Deshalb halten viele Gesellschaften den sozialen Kontakt mit ihren Toten aufrecht, indem sie zu bestimmten Zeiten an bestimmte Orte eingeladen werden. Auch hier spielen Masken eine wesentliche Rolle. In wie schon erwähnt aufwändigen Verfahren versuchte man, der Individualität der Verstorbenen gerecht zu werden und schuf jeweils beeindruckende Originale – ob in Afrika (am oberen Senegal heißen sie „Dou-Mama“ – Vorfahren, in Kamerun „Egbo“ – Geist, am unteren Kongo bis zum oberen Sambesi „Muskisch“, „Akisch“ – Tote, Ahnengeister) oder in Venedig. Denn auch der Karneval hat sich aus rituell-orgiastischen Totenprozessionen entwickelt. Zwar verbot schon im 9. Jahrhundert eine Verfügung des Hincmar von Reims das Tragen von Dämonenlarven, aber noch im 18. Jahrhundert war die Verkörperungskraft von Masken so wirkmächtig, dass im *„Erzbistum Salzburg Leuten, die in der Perchten-Maske den Tod fanden, das christliche Begräbnis verweigert wurde“* (950). Von den ekstatischen, von rasenden Mänaden begleiteten Dionysien bis hin zur noch heute beschworenen Wilden Jagd lässt sich durch alle Zeiten und in allen Erdregionen eine Überzeugung konstatieren: Die Toten existieren irgendwie und irgendwo weiter, aber wenn die jeweiligen Bestattungs- und Trauerregeln befolgt werden, überschreiten sie die Grenze zum Land der Lebenden nicht willkürlich (951).

Philippe Ariès diagnostiziert mit dem Beginn der Neuzeit einen Verfall dieser Ordnung und einen Prozess der „Verwilderung des Todes“.⁵ Zwar würde nicht der Tod verdrängt, aber die Toten. Belege dafür sind neben anderen, bereits erwähnten Phänomenen die Verlagerung der europäischen Friedhöfe an die Peripherien und ihre Verwandlung in Parkanlagen. Die Auffassung, dass, was bleibt, nur ein Ding ist, die Leiche, erleichtert der modernen,

wissenschaftlichen Medizin im Zuge des neuzeitlichen Säkularisierungsprozesses die Arbeit (951). Und mit der geschwundenen Angst vor der Wirkmacht der Toten geht insgesamt ein Bedeutungsverlust einher, der ihre Rolle im Leben und Treiben schmälert und ebenso die der Sterbenden als Träger dieser Wirksamkeit.

Thomas Macho hat dieser Beobachtung niemals zur Gänze getraut. Nicht umsonst bestätigen Umfragen nach wie vor die unterschiedlichsten Jenseits- oder Wiedergeburtsvorstellungen. Unübersehbar stanno stattdessen vor allem diktatorische Regime weiterhin mit ausufernden Totenkulten aus. Und die Funeralkultur treibt in Abkehr schwarzer Farbvorgaben bunte Blüten. Was ihm aber besonders ins Auge fällt, ist eine Unsterblichkeitsidee, die seit zwei Jahrhunderten als Jenseitersatz aufgeboten wird: Dass die Toten nämlich nicht im Himmel, sondern in uns selbst weiterleben. Für ihn ist das eine der unheimlichsten Vorstellungen, die jemals entwickelt wurde. Diese Form der Besessenheit in Form von Poltergeistern oder Zombies illustriert die meisten Grusel- und Horrorfilme und sitzt am Tisch aller spiritistischen Versammlungen. Diese Besessenheit als Konsequenz einer womöglich fehlerhaften oder ordnungswidrigen Bestattung musste in älteren Kulturen kultisch geübt und reguliert werden, um nicht zu permanenter Verstörung zu führen. Macho übersetzt Ariès' Verwilderung des Todes als *„vampiristisches Unsterblichkeitsphantasma“* (953). Aber er empfiehlt keine Rückkehr zu alten Totenkulten und Ritualen. Jedes rational-funktionalistische Kalkül birgt die Auslieferung an alte Vorstellungen der Schuld und des Opfer(n)s. Vielleicht braucht ein liebevoller und kluger Umgang mit den Toten die Entwicklung neuer Rituale...

Quellen

- 1 <https://www.projekt-gutenberg.org/platon/apologie/apo004.html> - Hinweis darauf in Rentsch, Thomas: Fürsorge am Lebensende – Philosophische Grundlagen in: Kumlehn, Martina Hrsg. Kubik, Andreas Hrsg.: Konstrukte gelingenden Alterns, Kohlhammer Verlag, 2012, 24-25
- 2 Macho, Thomas: Tod in: Wulf, Christoph Hrsg: Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie, Beltz Verlag, 1997, 939-956 – der vorliegende Artikel gibt den Inhalt dieses Textes wieder, die Zahlen in den Klammern beziehen sich auf die Seiten dieses Buches.
- 3 Benjamin, Walter: Ursprung des deutschen Trauerspiels in: Gesamelte Schriften, Bd. 1. Frankfurt/M. 1974, zitiert nach Macho a.a.O.
- 4 Metzler-Lexikon Religion, Artikel „Sterben“, Bd.3, Stuttgart 2005
- 5 Ariès, Philippe; Geschichte des Todes, München/Wien 1980 zitiert nach Macho a.a.O.

Dr. Susanne Schroeder,
Mitglied der DGfZP,
Kulturwissenschaftlerin

URSULA BONNEKOH

Zeiten des Endes: Selbstbestimmtes Sterben versus Ruf aus dem Jenseits

Vortrag im Rahmen der Jahrestagung 2024 der DGfZP „Zeitlichkeiten am Lebensende“



Quelle: Gerd Altmann, Al-generated / pixabay.com

Lassen Sie mich vorab ein Wort zum „Ruf aus dem Jenseits“ sagen. Ich verstehe ihn so, dass in den meisten Fällen die Menschen den Zeitpunkt ihres Todes nicht kennen. Sie sterben an einer Krankheit oder im hohen Lebensalter, was man als „natürlichen Tod“ bezeichnet. Wenn der Tod einen Menschen unerwartet und überraschend bei einem Unfall oder Unglück ereilt, spricht man von einem „unnatürlichen Tod“. Im Gegensatz dazu ist den Menschen, die sich für eine Suizidhilfe entscheiden, der Zeitpunkt ihres Todes bekannt oder sie haben ihn sogar selbst gewählt.

Paradigmenwechsel durch das Urteil des Bundesverfassungsgerichts

Zunächst möchte ich auf das Urteil des Bundesverfassungsgerichts eingehen, das den rechtlichen Rahmen für die Suizidhilfe in Deutschland definiert. Im zweiten Teil befasse ich mich mit Menschen, die ihren Tod in die Hand genommen haben, also den Zeitpunkt ihres Todes kannten oder den Zeitpunkt sogar selbst gewählt haben.

Von 1871 bis 2015 war die assistierte Selbsttötung in Deutschland legal. Erst ab Dezember 2015 wurde die „geschäftsmäßige Hilfe zur Selbsttötung“ durch den Paragraphen 217 Strafgesetzbuch verboten. Damals wie heute wird „geschäftsmäßig“ oft so verstanden, als sei eine Tätigkeit geschäftsmäßig, wenn sie gegen ein Entgelt ausgeführt wird. Dies ist falsch. Gemäß der juristischen Definition ist eine „geschäftsmäßige“ Tätigkeit auf Wiederholung ausgerichtet. Das Verbot zielte darauf ab, die professionelle Suizidhilfe durch Ärzt:innen und Ster-

behilfevereine zu kriminalisieren. Angehörige und Nahestehende, die nicht geschäftsmäßig handeln, blieben jedoch straffrei. Gegen dieses Gesetz wurden dreizehn Verfassungsklagen eingereicht. Seit dem 26. 2. 2020 ist die Hilfe beim Suizid wieder erlaubt. Das Bundesverfassungsgericht hat § 217 StGB für verfassungswidrig und nichtig erklärt.

Dieses bahnbrechende Urteil war ein Paradigmenwechsel und führte zu heftigen Reaktionen. Das Gericht stellte fest, dass es ein Recht auf selbstbestimmtes Sterben gibt. Alle Bürger:innen haben das Recht, über ihr Leben

zu verfügen und ihm ein Ende zu setzen. Weiter haben sie das Recht, dafür Hilfe in Anspruch zu nehmen, wenn diese angeboten wird. Damit wurde auch das Recht von Ärzt:innen wiederhergestellt, nach ihrem beruflichen Gewissen zu handeln und Hilfe beim Suizid zu leisten, wenn sie dazu bereit sind. Dieses Recht unterliegt keinerlei Beschränkungen hinsichtlich bestimmter Krankheiten oder des Lebensalters.

In seiner Presseerklärung vom 26.02.2020 äußerte sich das Bundesverfassungsgericht dazu: *„Die Entscheidung des Einzelnen, dem eigenen Leben entsprechend seinem Verständnis von Lebensqualität und Sinnhaftigkeit der eigenen Existenz ein Ende zu setzen, entzieht sich einer Bewertung anhand allgemeiner Wertvorstellungen, religiöser Gebote, gesellschaftlicher Leitbilder für den Umgang mit Leben und Tod oder Überlegungen objektiver Vernünftigkeit. Sie bedarf keiner weiteren Begründung oder Rechtfertigung, sondern ist im Ausgangspunkt als Akt autonomer Selbstbestimmung von Staat und Gesellschaft zu respektieren.“*

Dieses Urteil hindert niemanden daran, seinen individuellen Wertvorstellungen zu folgen, den natürlichen Verlauf der Krankheit anzunehmen und zur Symptomlinderung Palliativmedizin in Anspruch zu nehmen. Einen natürlichen Tod zu sterben, dessen Zeitpunkt nicht willkürlich gewählt wurde, entspricht dem „Ruf aus dem Jenseits“.

Das Bundesverfassungsgericht leitet das Recht auf selbstbestimmtes Sterben aus dem allgemeinen Persönlichkeitsrecht ab und bringt es in Verbindung mit der Menschenwürde. Für den Gesetzgeber ergibt sich daraus die

Verpflichtung, jede Gesetzgebung so zu gestalten, dass sie der Vielfalt der Würdedefinitionen der Bürger:innen Rechnung trägt und diese nicht einer für alle verbindlichen Würdedefinition durch den Staat unterwirft.

Um die Besonderheit dieses Ansatzes zu veranschaulichen, soll ein kurzer Blick auf die Gesetzgebung anderer Länder geworfen werden. Beispielsweise sind dies die Niederlande, Italien, Neuseeland, Australien, Kanada oder Spanien. In all diesen Ländern ist Sterbehilfe erlaubt. Die Begründung für diese Erlaubnis ist, dass man aus Mitgefühl schweres Leiden beenden möchte. So ist es nachvollziehbar, dass die Erlaubnis auf Schwerkranke beschränkt ist und ein medizinisches, medikalisierendes Modell Anwendung findet.

In Deutschland dagegen beruht die Rechtfertigung für die Sterbehilfe auf dem allgemeinen Persönlichkeitsrecht und der Menschenwürde. Dies entspricht dem Menschenbild des Grundgesetzes. *„Der Verfassungsordnung des Grundgesetzes liegt ein Menschenbild zugrunde, das von der Würde des Menschen und der freien Entfaltung der Persönlichkeit in Selbstbestimmung und Eigenverantwortung bestimmt ist. Dieses Menschenbild hat Ausgangspunkt jedes regulatorischen Ansatzes zu sein.“* (Urteil BVerfG, Rn 274.) Im Gegensatz zu den medikalisierten Modellen in anderen Ländern hat Deutschland ein menschenrechtliches Modell.

Die Suizidhilfe ist nur zulässig, wenn die Entscheidung freiverantwortlich getroffen wurde. Wie hat das BVerfG „Freiverantwortlichkeit“ definiert? Die Urteils- und Entscheidungsfähigkeit muss vorhanden sein. Die Entscheidung muss wohlüberlegt, nachhaltig und dauerhaft sein und darf nicht im Affekt getroffen werden. Die sterbewillige Person ist über mögliche Alternativen informiert und hat diese abgewogen. Die Entscheidung zu sterben wurde ohne Druck durch Dritte getroffen. Die Tatherrschaft liegt bei der sterbewilligen Person, die den letzten Schritt selbst durchführen muss. Andernfalls läge eine aktive Sterbehilfe vor, die in Deutschland strafbar ist.

Geschichten von Menschen, die Suizidhilfe in Anspruch genommen haben

Wir wenden uns nun den Personen zu, die von ihrem Recht Gebrauch gemacht haben. Einige haben den genauen Zeitpunkt ihres Todes selbst bestimmt, andere haben ihn mit ihren Angehörigen, Freund:innen und Freitodhelfenden abgestimmt. Im Folgenden werden einige Personen und ihre Geschichten vorgestellt. Ralf Bladt, Laura Henkel und Frau W. haben die Möglichkeit einer Suizidhilfe in Anspruch genommen, in unterschiedlichen Ländern und auf ihre eigene Art und Weise.

Ralf Bladt starb mit Unterstützung eines Arztes, der ihm von der Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben (DGHS) vermittelt worden war. Seine Frau Petra berichtete über den Tod ihres Mannes in der *IRISH TIMES* vom 27. Januar 2024. Die Bestatterin berichtet auf ihrer Internetseite von dem Moment, als Ralf Bladt ihr im Anschluss an ein Gespräch zur Bestattungsvorsorge von seinem Plan erzählte, sein Leben zu beenden. *„Ich durfte Ralf noch kennenlernen, um gemeinsam mit ihm seine Bestattungsvorsorge zu besprechen. Er saß mir lächelnd gegenüber und erzählte mir, dass er am 3. Februar 2022 sterben würde. Und er sagte mir, dass er sich darauf freut. ... Mir wurde ganz anders. Die Tränen sind mir in die Augen geschossen. Ralf, der unheilbar krank war, hatte seine Entscheidung getroffen und sie mit seinen Liebsten besprochen. Er wusste ganz genau, wie oft er noch die Treppe rauf und runter musste. Es waren 18-mal – und er wusste die Stunden, bis es so weit sein würde.“*

Die Australierin **Laura Henkel** reiste in die Schweiz, um ihr Leben zu beenden. Sie erfüllte die Bedingungen des australischen Gesetzes nicht, das Sterbehilfe nur schwerkranken Menschen mit einer Lebenserwartung von maximal 6 Monaten erlaubt. Laura Henkel war nicht schwer krank. Sie wollte ihr Leben beenden, weil sie ein hohes Alter erreicht hatte. Sie fühlte eine zunehmende Schwäche und wollte einem langsamen und langen Siechtum durch einen selbstbestimmten Tod zuvorkommen. Dafür wählte sie den weiten Weg zu einer Schweizer Sterbehilfe-Organisation. Nach einer gründlichen Vorprüfung war diese bereit, ihr eine Hilfe beim Suizid zu ermöglichen. Auf ihrem Weg wurde sie von ihrer Tochter Cathy Henkel und ihrer Enkelin Sam Lara begleitet. Beide sind Filmemacherinnen und haben Lauras letzte Reise in der Dokumentation *LAURA'S CHOICE* festgehalten. Das Video ist inzwischen auf YouTube verfügbar. Bilder und weitere Informationen findet man auf der Internetseite lauraschoice.org. Dort sieht man die Begleitung durch Tochter und Enkelin und wie die Angehörigen sich nach Lauras Tod verabschieden können, bevor die polizeiliche Untersuchung stattfindet, die auch in der Schweiz obligatorisch ist.

Auch Frau W. starb im hohen Alter mithilfe eines Arztes, der ihr durch die DGHS vermittelt worden war. Frau W. war ebenfalls nicht schwer krank, aber hochaltrig und lebenssatt. Ihre Tochter schildert in einer E-Mail, wie Menschen mit sich und dem Leben versöhnt sterben können, wenn sie selbst den Zeitpunkt wählen. *„Wir werden wohl nie vergessen, wie unsere Mutter mit einem Lächeln starb.“*

Ich möchte Ihnen nun zwei Beispiele von Menschen vorstellen, die sowohl den Tag als auch die Stunde ihrer Lebensbeendigung ganz bewusst gewählt haben. Es sind dies Käthe Nebel und Brittany Maynard.

„Heute ist mein letzter Tag und das ist gut so.“ So begrüßte **Käthe Nebel** ihre Freundin am Tag ihrer Freitodbegleitung. Den Tag hatte sie selbst bestimmt und einen Samstag-nachmittag als Zeitpunkt für ihr Sterben gewählt. Mithilfe der Sterbehilfe-Organisation DIGNITAS Deutschland e. V. hatte Käthe Nebel ihren Freitod organisiert. Frau Nebel war eine bekannte Aktivistin in Oldenburg und bereits seit vielen Jahren im Einsatz. In jungen Jahren engagierte sie sich bei Protesten gegen Atomenergie in Gorleben. Später widmete sie sich mit derselben Entschlossenheit dem Kampf für das selbstbestimmte Sterben. So organisierte sie im hohen Alter eine Kundgebung in Oldenburg, aus der der „Arbeitskreis Selbstbestimmtes Sterben“ hervorging, der sich seitdem kontinuierlich vergrößert. In den Tagen vor ihrer Freitodbegleitung und am Tag selbst kamen viele Freundinnen und Freunde vorbei, um sich von ihr zu verabschieden. Käthe Nebel starb an dem Samstagnachmittag, den sie selbst festgelegt hatte, umgeben von vielen Menschen, die sie auf ihrem Lebensweg begleitet hatten.

Brittany Maynard wurde im Alter von 29 Jahren mit der Diagnose Glioblastom, einem sehr aggressiven und bösartigen Hirntumor, konfrontiert. Nachdem ihr mitgeteilt wurde, dass es keine Aussicht auf Heilung gebe, verzichtete sie auf Operationen, die ihr Leben nicht hätten retten können. Stattdessen entschied sie sich für den Umzug von Kalifornien nach Oregon, da sie dort die Möglichkeit hatte, ein Mittel zum Suizid zu erhalten. Ihre Familie, Ehemann, Mutter und Stiefvater, folgten ihr nach Oregon, wo sie am 1. November 2014 das Mittel einnahm, das ihr einen friedlichen und selbstbestimmten Tod ermöglichte.

In Oregon besteht die Möglichkeit der Sterbehilfe seit dem 27. Oktober 1997, als der „Death with Dignity Act“ in Kraft trat. Gemäß diesem Gesetz haben unheilbar kranke Personen, deren Lebenserwartung auf sechs Monate begrenzt ist, die Möglichkeit, ihr Leben durch die freiwillige Einnahme von tödlichen Medikamenten zu beenden. Diese Medikamente werden von einem Arzt speziell zu diesem Zweck verschrieben. Brittany Maynard hat wiederholt

betont, dass sie nicht suizidal sei. Sie würde sehr gerne gemeinsam mit ihrem Mann eine Familie gründen und gemeinsam alt werden. Ihre Erkrankung habe ihr diese Option jedoch genommen. Sie würde bald sterben. Es gehe nicht um die Frage, ob sie leben oder sterben wolle. Vielmehr gehe es darum, die Art und Weise und den Zeitpunkt ihres Todes selbst zu bestimmen. Sie habe sich dafür entschieden, die Krankheit nicht bis zum bitteren Ende zu ertragen, sondern ihr Leiden abzukürzen und ihr Leben zu beenden, bevor es für sie nicht mehr lebenswert sein würde.

Vor ihrem Tod setzte sich Brittany Meinhard für das Recht auf Suizidhilfe in weiteren US-Staaten ein. Sie gründete einen Verein und richtete einen YouTube-Kanal ein, über den sie ihre Botschaft der Welt mitteilte. *„My dream is that every terminally ill American has access to the choice to die on their own terms with dignity. Please take an active role to make this a reality.“* Nach ihrem Tod wurden in weiteren US-Staaten, auch in ihrem Heimatstaat Kalifornien, Gesetze erlassen, die dem Modell in Oregon ähneln. Auch wenn sich hierzulande einige Gruppen eine ähnlich begrenzte Regelung wie in Oregon für Deutschland wünschen, ist dies nicht möglich. Eine Regelung wie in Oregon wäre in Deutschland verfassungswidrig.

Fazit

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Geschichten dieser Menschen zeigen, wie wichtig das Recht auf einen selbstbestimmten Tod für viele ist. Sie haben ihren letzten Weg mutig und entschlossen gewählt und dabei ihre Würde bewahrt. Ihre Erfahrungen und die Unterstützung durch ihre Angehörigen, Ärzt:innen und Sterbehilfe-Organisationen verdeutlichen, dass ein selbstbestimmter Tod eine persönliche Entscheidung ist, die gesellschaftlich respektiert und nicht behindert werden sollte. Diese Beispiele appellieren an uns, die Diskussion über Sterbehilfe offen und einfühlsam zu führen und den vom Bundesverfassungsgericht festgelegten rechtlichen Rahmen nicht unnötig einzuschränken.

Ursula Bonnekoh,
Mitglied im Präsidium der Deutschen Gesellschaft
für Humanes Sterben e.V.

MATTHIAS GOCKEL

Zeitlichkeiten und Zeitkonflikte rund um das Sterben



Foto: Susanne van Erp / pixabay.com

Einleitung

Palliativversorgung bedeutet weit mehr als nur die medizinische Begleitung schwerkranker Menschen. Sie ist ein Raum, in dem Zeit eine besondere Qualität erhält – eine Ressource, ein Geschenk, eine Herausforderung. Die Erfahrung von Zeit in der Palliativversorgung ist vielschichtig: Sie berührt Patient:innen, Angehörige und Fachpersonal auf existenzieller Ebene. Zeit ist nicht nur das Maß des verbleibenden Lebens, sondern auch das Medium, in dem sich Begegnung, Klärung und Abschied vollziehen. Im Folgenden möchte ich versuchen, verschiedene Dimensionen von Zeit in der palliativen Begleitung zu beleuchten.

Zeit für Aufklärung

Der Moment der Aufklärung über eine unheilbare Erkrankung oder das Eintreten einer palliativen Situation ist ein tiefgreifender Einschnitt. Heilung ist nicht (mehr) möglich, eine Rückkehr in das Leben „davor“ ausgeschlossen. Für Patient:innen bedeutet er eine Konfrontation mit ihrer Endlichkeit, oft Kontrollverlust und Angst. Die Zeit, die hier investiert wird, entscheidet maßgeblich darüber, ob diese existenzielle Information verstanden, angenommen und integriert werden kann.

Aufklärung in der Palliativversorgung braucht Ruhe, Geduld und vor allem Menschlichkeit. Standardisierte Gesprächsprotokolle können hier nur als Rahmen und Hilfe dienen – entscheidend ist die Fähigkeit des Gegenübers, einen geschützten Raum für offene Fragen, Emotionen und Schweigen zu schaffen. Zeit für Aufklärung ist damit nicht nur eine ethische Verpflichtung, die Voraussetzung für jede Form von mitmenschlicher Begleitung, sondern nimmt unmittelbar auch auf die Lebensqualität und Behandlung Einfluss, die oft unter Angst und fehlendem Wissen leidet.

Eine solche Aufklärung ist fast nie ein einmaliges Ereignis, sondern ein Prozess, der Wiederholungen, Pausen und mehrere Termine braucht, bis Unfassbares wirklich verstanden werden kann.

Aufklärung über Zeit

Neben der Aufklärung über die Krankheit selbst spielt auch die Aufklärung über Zeit eine zentrale Rolle: Wie lange bleibt noch? Was bedeutet „palliativ“ in Bezug auf Lebenszeit? Wie verändert sich die Zeitwahrnehmung im Sterbeprozess?

Der Rückzug auf Statistik hilft hier wenig, das Wissen über ein „medianes Überleben von x Jahren“ hilft weder Herrn Meier, der es nicht erreicht, aber in dem Vertrauen darauf vieles hinausgeschoben hat, noch Herrn Müller, der es weit überlebt, die Zeit aber mit Angst auf das imaginäre Datum verbracht hat.

Die Kunst besteht darin, offen und ehrlich zu kommunizieren, ohne zu entmutigen oder falsche Hoffnungen zu wecken. Aussagen wie *„Niemand kann es genau sagen, lassen Sie uns auf das Beste hoffen, aber das Schlechteste einplanen“* oder *„Wir sprechen hier eher von Wochen als von Monaten“* können Orientierung geben, ohne definitive Antworten vorzutäuschen.

Gleichzeitig sollten Wünsche und Pläne angesprochen werden – was ist noch wichtig, was soll noch gesagt, getan oder geregelt werden? Sind dies Dinge, die vielleicht auch ohne belastende Behandlungen erreicht werden können?

Die Auseinandersetzung mit der verbleibenden Zeit ist oft schmerzhaft, aber auch sinnstiftend. Viele Betroffene berichten von einer Verdichtung von Bedeutung, einer neuen Klarheit darüber, was zählt – ein Phänomen, das in der Palliativmedizin bewusst begleitet werden kann.

Zeiten der Klärung

Palliative Prozesse bieten – bei aller Schwere – auch Chancen zur Klärung: ungelöste Konflikte, offene Fragen, unausgesprochene Gefühle. Die Zeit „vor dem Tod“ kann zur Zeit der Wahrheit werden – wenn der Raum dafür gegeben ist.

Klärung braucht Vertrauen, Unterstützung und die Erlaubnis, auch das Unbequeme anzusprechen. Ob im Gespräch mit Angehörigen, im Schreiben eines letzten Briefes oder im klärenden Gespräch mit einer Seelsorgerin – solche Prozesse dürfen nicht erzwungen, aber auch nicht



Bei seiner Arbeit erlebt der Internist und Palliativmediziner Matthias Gockel täglich, wie sehr Verdrängen und Verschweigen einen bewussten Umgang mit dem Sterben erschweren. Das betrifft alle Beteiligten – die schwer erkrankten Menschen, die Angehörigen und Freunde, die Ärztinnen und Ärzte, das pflegende Personal. Deshalb will Matthias Gockel das Sterben im Krankenhaus erträglicher machen. Sein Buch „Sterben – Warum wir einen neuen Umgang mit dem Tod brauchen“ erschien kurz vor Ausbruch der Corona-Epidemie und benannte eine Problemlage, die plötzlich auf die Spitze getrieben wurde. Was damals in aller Öffentlichkeit breit diskutiert wurde, droht nach der Rückkehr in den „Normalzustand“ wieder zu versanden. Gockel arbeitet weiter an der Verbesserung der palliativen Betreuung und benennt konkret, was dem entgegensteht.

verhindert werden. Das Zeitfenster für diese Schritte ist oft begrenzt, umso wichtiger ist es, frühzeitig Möglichkeiten zu eröffnen.

Für die psychosoziale und spirituelle Begleitung ergibt sich daraus eine wichtige Aufgabe: Räume schaffen, in denen Versöhnung möglich wird – mit anderen, mit dem Leben, mit sich selbst. Immer wieder kommt es auch in den letzten Tagen, wo „eigentlich schon alles gesagt war“, noch zu unerwarteten, fast magischen Momenten, die erst durch die Zeit, die hierfür gelassen wird, entstehen können.

Zeiten zum Sein

In einer Welt, die stark auf Tun und Funktionieren ausgerichtet ist, wirkt das „Sein“ oft wie ein Luxus. In der Palliativversorgung ist es jedoch essenziell. Zeiten zum Sein bedeuten: da sein, ohne zu handeln, ohne zu lösen, ohne zu optimieren. Sie bedeuten Nähe, Stille, Präsenz, gemeinsames Aushalten.

Solche Zeiten sind für Angehörige und Pflegekräfte oft herausfordernd – denn sie durchkreuzen die gewohnte Logik von Effizienz und Aktion. Doch gerade in den letzten Lebensphasen sind es oft diese stillen, unspektakulären Momente, die in Erinnerung bleiben: Eine Hand halten, gemeinsam schweigen, ein Lied hören, erinnern und davon erzählen.

Zeit zum Sein ist zutiefst menschlich – und gleichzeitig durch den Klinikalltag, der „ausreichend, zweckmäßig und wirtschaftlich“ (§ 12 SGB 5) zu sein hat, permanent bedroht.

Zeiten für Abschied und Gehen

Das Sterben selbst ist ein Prozess, der seine eigene Zeitqualität hat. In der Palliativversorgung gilt es, dieser Zeit mit Achtung zu begegnen: Weder sie zu beschleunigen, noch künstlich zu verlängern, sondern sie so zu gestalten, dass Abschied möglich wird.

Abschied braucht Rituale, Worte, Berührung – und manchmal auch einfach nur das Einverständnis, dass es „gut ist, jetzt zu gehen“. Manche Menschen sterben schnell, andere langsam, manche allein, andere inmitten ihrer Liebsten. Jeder Abschied ist einzigartig, aber alle teilen die Notwendigkeit, Zeit dafür zu haben.

Das Personal in der Palliativversorgung ist oft Begleiter:in in diesen sensibelsten Stunden. Dies gilt umso mehr, als immer weniger Menschen Erfahrung mit dem Sterben haben und oft Hilfe bei den resultierenden Unsicherheiten benötigen.

Ihre Fähigkeit, präsent zu bleiben, zu halten und mitzutragen, ist von unschätzbarem Wert – und darf nicht vergessen machen, dass auch sie Zeit brauchen: für Selbstfürsorge, Verarbeitung und Trauer.

Zeiten der Trauer

Mit dem Tod eines Menschen endet nicht die Beziehung zu ihm. Die Trauer ist eine Zeit, in der der Verlust einen Platz finden muss im eigenen Leben – nicht um vergessen zu werden, sondern um integriert zu werden.

Auch hier gilt: Trauer hat keine feste Zeitvorgabe. Sie kann leise oder laut, kurz oder lang, unmittelbar oder zeitversetzt auftreten. In der Palliativversorgung endet die Begleitung idealerweise nicht mit dem letzten Atemzug. Angebote zur Trauerbegleitung – für Angehörige wie für das Personal – sind Zeichen von Kontinuität und menschlicher Tiefe.

Die Zeit der Trauer ist keine Krankheit, sondern ein gesunder Ausdruck von Liebe. Sie verdient Raum, Respekt und Geduld.

Der bewusste Umgang mit dem Sterben erinnert uns daran, dass Zeit nicht nur vergeht – sie kann auch geschenkt werden. Und vielleicht ist das das Kostbarste, was wir einander geben können.

Zeit als Kostenfaktor im modernen (DRG-gesteuerten) Krankenhausssystem

In einer DRG¹-gesteuerten Krankenhauslandschaft wird (Personal)Zeit zunehmend als wirtschaftlicher Faktor betrachtet: kalkuliert, bepreist, begrenzt und oft am einfachsten „einsparbar“, zwei Pflegekräfte statt drei, 15 Patienten statt 10 pro Mitarbeiter. Dies steht in frappierendem Gegensatz zur Zeitlichkeit in der Palliativversorgung, die oft Offenheit, Flexibilität und Langsamkeit erfordert.

Wenn das Gespräch mit einem Sterbenden „nicht abgerechnet werden kann“, aber essenziell für dessen Würde ist, gerät das System an seine ethischen Grenzen. Die Realität vieler Palliativstationen ist ein ständiger Spagat:

zwischen wirtschaftlichen Vorgaben und menschlichen Bedürfnissen, in der die Würde vom Rückgrat der Mitarbeiter abhängt.

Es braucht politische und strukturelle Veränderungen, damit Zeit in der Palliativversorgung nicht zum „Luxusgut“ wird, sondern als Grundvoraussetzung für würdiges Sterben anerkannt bleibt. Denn wie wir mit der Zeit am Lebensende umgehen, sagt viel darüber aus, wie wir als Gesellschaft Menschsein verstehen.

1 diagnosebezogene Fallgruppierung

*Dr. Matthias Gockel,
Facharzt für Innere Medizin, Schwerpunkt Palliativmedizin
am Sana Klinikum Berlin-Lichtenberg*

WERNER SCHIEWEK

„Plötzlich und unerwartet ... – Der plötzliche Tod aus polizei(seelsorg)licher Perspektive

Einleitende Gedanken

Der Tod gehört zu den wenigen Gewissheiten des Lebens. Diese abstrakte Aussage ist eine Binsenweisheit. Aber je konkreter sie sich in der eigenen Erfahrung realisiert, sei es durch Todesfälle im sozialen Umfeld, sei es als Furcht vor dem eigenen Tod, desto bedrückender wird diese Realität. Während das „Das“ des Todes somit als existenzielles Faktum unverrückbar feststeht, ist sein konkretes „Wann“ eine tendenziell offene Frage. Als grundsätzliche Möglichkeit wäre die Antwort darauf schlicht „Jederzeit“, was eine Folge der grundsätzlichen Vulnerabilität des Lebens ist. Die soziale Erwartung hofft in der Regel auf ein langes Leben, was aufgrund der seit Jahrzehnten höher werdenden Lebenserwartung auch gut begründet ist. Sie liegt aktuell in Deutschland bei 78,2 Jahren bei Männern und bei 83 Jahren bei Frauen. Vor allem Alter (im Jahr 2023 waren über 86 % aller Verstorbenen älter als 65 Jahre) und Krankheit sind zwei Faktoren, die auf die Erwartbarkeit des „Wann“ des Todes einwirken. Sie versorgen uns mit vagen Wahrscheinlichkeiten und daraus abgeleiteten Fristen, die ein „Damit-Rechnen“ oder ein „Sich-darauf-Einstellen“ zumindest ermöglichen. Ein sogenannter „plötzlicher Tod“ ist demgegenüber ein anzeichenloser und völlig unerwarteter Lebensabbruch. Er ist nur lose mit dem Alter verbunden, d. h. auch hochaltrige

Menschen versterben „plötzlich und unerwartet“, wie entsprechende Traueranzeigen es dokumentieren. Die Unmöglichkeit, konkrete Erwartungen dem plötzlichen Tod gegenüber auszubilden, macht seine Besonderheit aus. Er stellt das Leben aller Betroffener von jetzt auf gleich auf den Kopf – als Abbruch des Lebens für den Toten und als massive Erschütterung des Beziehungsnetzwerkes, in dem er oder sie nun plötzlich fehlt.

In den folgenden Ausführungen möchte ich auf die Häufigkeit, die möglichen Ursachen und auf die Auswirkungen des plötzlichen Todes näher eingehen und einige sich daraus ergebende individuelle und gesellschaftliche Herausforderungen skizzieren.

Zum Begriff „plötzlicher Tod“

Der plötzliche Tod kann auf innere (natürliche) oder äußere (nichtnatürliche) Umstände zurückgeführt werden (vgl. Thieme 2019, S. 21-24). Zu den inneren Ursachen eines plötzlichen Todes zählt der plötzliche, d. h. sofortige oder innerhalb von 24 Stunden nach dem Auftreten der ersten Symptome eintretende Herztod (PHT). Er stellt eine der häufigsten Todesursachen weltweit dar. Können zwar innere Ursachen vermutet, aber keine konkreten festgestellt werden, spricht die WHO¹ von einem „sonstigen plötzlichen Tod unbekannter Ursache“ (ICD-11, MH12). Als besonders tragischer Fall eines solchen Todes kann



der sogenannte plötzliche Säuglings- oder Kindstod gelten (SIDS – Sudden Infant Death Syndrome; ICD-11, MH11), der in den letzten drei Jahrzehnten zwar um über 90 % zurückgegangen ist, von dem aber immer noch 83 Säuglinge im Jahr 2023 in Deutschland betroffen waren.² Demgegenüber stehen diejenigen plötzlichen Todesfälle, die sich auf „äußerliche Ursachen“ zurückführen lassen. Hier ist an jegliche Form von Unglücksfällen (z. B. Verkehrsunfälle, Unglücksfälle im Haushalt oder im Betrieb, Erstickten oder Ertrinken, Todesfälle aufgrund von höherer Gewalt: Blitzschlag, Erdbeben, Lawinen) oder von absichtlich herbeigeführten Todesfällen durch menschliches Einwirken (z. B. Suizid, Körperverletzung mit Todesfolge, Mord) zu denken.

Aufgrund der Vielzahl der Möglichkeiten eines plötzlichen Todes stellt sich die Frage, ob er insgesamt gesehen ein häufiges oder seltenes Phänomen in unserer Gesellschaft darstellt.

Epidemiologie des plötzlichen Todes

Laut der Erhebungen des Statistischen Bundesamtes starben 2023 knapp über 1 Million Menschen in Deutschland (d. h., es gab 1217 Sterbefälle je 100.000 Einwohner). Der plötzliche Tod stellt keine eigene statistische Kategorie in der Demografie dar, sodass er aus den Todesursachen indirekt abgeleitet werden muss. Im Hinblick auf die inneren Ursachen sollen für eine erste grobe Einschätzung zumindest die Todesursachen „Akuter Myokardinfarkt“ (43.839 Todesfälle 2023) sowie „Schlaganfall, nicht als Blutung oder Infarkt gekennzeichnet“ (9.715 Todesfälle 2023) als Indikatoren genutzt werden, wobei ein Unsicherheitsfaktor im Hinblick auf mögliche Vorbefunde in Rechnung gestellt werden muss. Daraus ergibt sich ein möglicher Anteil von 5 – 6 % von innerlich verursachten plötzlichen Todesfällen an allen Todesfällen. Etwas besser steht es um Erfassung äußerlich verursachter plötzlicher Todesfälle, die unter der Sammelkategorie „Äußere Ursachen von Morbidität und Mortalität“ aufgeführt werden.³

Dort finden sich für das Jahr 2023 insgesamt 49.396 Todesfälle, was einem Anteil von 4,8 % an der Gesamtzahl entspricht. Summiert man beide Kategorien, dann ergibt sich ein Anteil von ca. 10 % plötzlicher Todesfälle an der Gesamtzahl jährlicher Todesfälle, wobei diese Zahl je nach Kategorienschärfe und Detaillierungsgrad der statistischen Daten allerdings nur eine grobe Orientierung bieten kann.⁴ Das heißt: Ein plötzlicher Tod ist zwar nicht die Regel, aber auch keine seltene Ausnahme. Was im Hinblick auf den plötzlichen Tod jedoch wirklich als Ausnahme bezeichnet werden kann, ist der Tod infolge eines tötlichen Angriffs, oder wie die entsprechende ICD-10 Klassifizierung heißt: Der Tod infolge einer „Tötung / Verletzung durch eine andere Person in Verletzungs- oder Tötungsabsicht auf jede Art und Weise“. Massenmedial sehr präsent hat dieser gewaltsame plötzliche Tod jedoch „nur“ einen Anteil von 0,34 % an den zuvor erhobenen plötzlichen Todesfällen. Demgegenüber haben Suizide einen Anteil von 10 %, Stürze einen Anteil von über 20 %.

Auswirkungen des plötzlichen Todes

Die Plötzlichkeit eines natürlichen oder nichtnatürlichen Todes führt aufseiten der „Kreise der Betroffenheit“ (Lebenspartner:in, Kinder, Eltern, Geschwister, weitere Verwandte, Freundeskreis, Arbeitskolleg:innen, Nachbarschaft, weitere Bekannte via Gruppen, Vereinen, Parteien, Kirchengemeinde etc.) je nach sozialer und emotionaler Nähe zu unterschiedlichen Reaktionen. Sie reichen vom existenziellen Schock und einem möglichen Zusammenbruch bis hin zur schlichten sachlichen Kenntnisnahme. Darüber hinaus kommen beim plötzlichen Tod aber auch weitere professionelle Beteiligte ins Spiel, die gerade durch das Moment „Plötzlichkeit“ aktiviert werden. Dazu gehören in der Regel Rettungskräfte, Ärzte und sehr oft auch die Polizei. Letztere wird vor allem dann tätig, wenn ein plötzlicher Tod im öffentlichen Raum stattgefunden hat. Hier stellen sich häufig Fragen der Identitätsfeststellung des bzw. der Verstorbenen und die Aufgabe der zeitnahen Benachrichtigung der nächsten Angehörigen, der sogenannten „Überbringung von Todesnachrichten“. Darüber hinaus ist für das Tätigwerden der Polizei die Todesursache von entscheidender Bedeutung. Bleibt sie unklar, dann besteht die polizeiliche Aufgabe darin, eine mögliche Fremdeinwirkung aufzuklären. Steht die Todesursache fest und fällt der plötzliche Tod damit in die Kategorie „nicht natürlicher Tod“ (was z. B. bei Unfällen und Gewaltdelikten der Fall ist), dann ergeben sich für die Polizei zwei Aufgaben. Als erstes wird sie im Rahmen der sogenannten „Gefahrenabwehr“ versuchen, eventuell akut drohenden weiteren Schaden zu verhindern z. B. bei Verkehrsunfällen oder Großschadenslagen. Dann wird sie

zweitens im Rahmen ihres Strafverfolgungsauftrags tätig werden, um die Todesumstände weiter aufzuklären und mögliche Verantwortliche namhaft zu machen.

Schon diese Hinweise machen deutlich, dass die professionelle Rolle der Polizei beim plötzlichen Tod infolge äußerlicher Verursachung von besonderer Bedeutung ist. Niemand kann „gegen den plötzlichen Eintritt des Todes eine allumfassende Vorsorge treffen“, und auch der Staat kann auf institutioneller Ebene keine solche gewährleisten (Anderheiden 2012, S. 229 Anm. 47). Aber der Staat kann von jetzt auf gleich (die Polizei spricht hier zum Beispiel von „Sofortlagen“) professionelle Handlungsressourcen aktivieren wie z. B. Rettungsdienste und Polizei. Gerade die Polizei ermöglicht es, den plötzlichen Tod eines Menschen in sachlicher (Was ist passiert?), sozialer (Wer ist wie betroffen?) und zeitlicher (Wann geht es wie weiter?) Perspektive⁵ beschreibbar und so vielleicht auch in Ansätzen hinsichtlich seiner Ursachen und Auswirkungen verstehbar werden lassen. Menschen benötigen die Herstellung solcher „Verstehbarkeiten“, sowohl diejenigen im engeren Umkreis des bzw. der Verstorbenen als auch die Gesellschaft als ganze, um mit dem potenziell traumatischen Ereignis eines plötzlichen Todes umgehen zu können. Inwiefern er „bewältigt“ werden kann, ist eine offene Frage. Hinsichtlich der Zeitdimension besteht die traumatische Qualität eines plötzlichen Todes vor allem darin, ob und wie es nach einem daraus resultierenden „Einfrieren“ bzw. „Stillstehen der Zeit“⁶ überhaupt „weitergehen“ kann. Im Hinblick auf die Sachdimension lässt sich unter Rekurs auf die kognitive Traumatheorie von Ronnie Janoff-Bulmann (1992) konstatieren, dass durch den plötzlichen Tod eines oder vieler Menschen eine oder mehrere der vier psychischen Grundannahmen fundamental erschüttert werden, die für das menschliche Leben basal sind: (1.) Ich bin unverletzlich/unverwundbar, (2.) ich bin wertvoll, (3.) ich kann Menschen vertrauen, (4.) ich kann die Welt verstehen.⁷ Der Tod stellt grundsätzlich diese Grundannahmen infrage. Der plötzliche Tod verschärft diese Infragestellung. Beim absichtlich oder fahrlässig durch Menschen verursachten plötzlichen Tod („human made“) betrifft dies die dritte Grundannahme. Bei Unglücksfällen steht vor allem die vierte Grundannahme zur Disposition. Kann die tiefgreifende Verunsicherung dieser Basisannahmen nicht wieder auf ein erträgliches Maß reduziert werden, sondern sind sie dauerhaft und tiefgreifend fraglich geworden, dann ist ein schwerer Schaden für das individuelle Leben (individuelles Trauma), aber unter Umständen auch für die Gesellschaft als Ganzer (kollektives Trauma) eingetreten. Durch daraus resultierende dysfunktionale Reaktionen auf individueller oder gesellschaft-

licher Ebene ist über den weiteren Zeitverlauf hinweg sogar noch mit weiteren Schädigungen zu rechnen.

Selbst bei einem professionellen Umgang mit dem plötzlichen Tod, wie z. B. durch die Polizei, sind diese Belastungen und Gefährdungen stets präsent. Vier Aspekte sollen hier kurz genannt werden. Erstens das unmittelbare Erleben der Umstände plötzlicher Todesfälle, z. B. durch die jeweiligen „Auffindesituationen“, in denen die polizeiliche Aufgabe gerade darin besteht, genau hinzusehen und eben nicht wegsehen zu dürfen. Eine zeitlich induzierte Belastung besteht in diesen Zusammenhängen grundsätzlich darin, immer „zu spät“ zu kommen, sodass eine Rettung (oder in polizeilicher Sprache: ein „Vor-die-Lage-Kommen“) nicht mehr möglich ist. Zweitens die zuvor schon genannte Mitteilung bzw. Überbringung der Nachricht eines plötzlichen Todes. Sie gehört zu den am meisten belastenden Aufgaben im Polizeiberuf. Eine zeitlich induzierte Belastung besteht in diesem Zusammenhang zunehmend darin, mit der Informationsgeschwindigkeit sozialer Netzwerke und anderer digitaler Medien „mithalten“ zu können. Denn immer öfter werden unsichere Informationen und manchmal auch schockierendes Bildmaterial in „Echtzeit“ verbreitet und erreichen die Angehörigen vor der Information durch die Polizei. Drittens gehört unter Umständen auch das Zufügen eines plötzlichen Todes zum polizeilichen Handeln, z. B. in Form der Notwehr zum Schutz des eigenen Lebens oder als sogenannter „finaler Rettungsschuss“ als letztes Mittel zur Rettung eines Lebens im Rahmen der Nothilfe.⁸ Ein unmittelbar zeitlicher Aspekt liegt in der „Zeitverdichtung“ solcher Situationen, die manchmal extrem schnelle Entscheidungen in hochdynamischen und komplexen Situationen erfordern. Viertens gibt es schließlich auch das Erleiden des plötzlichen Todes in den Reihen der Polizei, äußerlich verursacht z. B. durch Täterereinwirkung, Unfall oder Suizid, oder innerlich verursacht wie z. B. durch den schon erwähnten plötzlichen Herztod. Solche Vorfälle belasten auch eine professionell mit plötzlichen Todesfällen umgehende Organisation sehr stark und kann sie manchmal auch an die Grenzen ihrer Professionalität bringen.⁹ Im Rahmen der drei zuvor genannten Stressreaktionen sieht die Polizei ihre Professionalität gerade darin, sich schwierigen Situationen zu stellen und sie zu bewältigen. Das bedeutet, wo immer möglich die Option „Fight“ gegenüber „Freeze“ und „Flight“ vorzuziehen. Daraus resultiert beim plötzlichen Tod in den eigenen Reihen eine organisationsinterne zeitliche Spannung. Einerseits gibt es einen partiellen organisationsinternen „Zeitstillstand“ aufgrund unmittelbarer persönlicher Betroffenheiten von Kolleg:innen. Andererseits trifft er auf eine

organisatorische „Zeitknappheit“, weil auch bei plötzlichen Todesfällen in den eigenen Reihen die polizeiliche Aufgabe darin besteht, auch in diesen Fällen schnell und umfassend tätig zu werden.

Ein (kurzes) Resümee

Ein plötzlicher Tod mag aus persönlicher Sicht vielleicht wünschenswert sein. So verweist Hoffmann (2011) auf Umfragen, bei denen fast 80 % der Befragten sich einen solchen wünschen. Aber für alle Zurückgebliebenen stellt er in der Regel eine extrem große Herausforderung und nicht selten auch eine (temporäre) Überforderung dar. Diese resultieren in sozialer Hinsicht aus dem Überwältigungscharakter eines plötzlichen Todes, der die persönlichen und sozialen Verarbeitungskapazitäten überfordert und damit einhergehende Traumatisierungsrisiken in sich birgt. Das brutale Faktum lautet: Alles ist anders geworden. Und: Es gibt kein Zurück zum Vorher. Gleichzeitig zeigt sich eine Brutalität des sozialen Lebens darin, dass das Leben, das eigene und auch das des sozialen Umfeldes, trotzdem – einfach – weitergeht. Auch Organisationen funktionieren – einfach – weiter.¹⁰ Schließlich kommt gerade bei äußerlich verursachten plötzlichen Toden der zu klärenden Schuldfrage eine große Bedeutung zu. Ihre Klärung ändert zwar nichts am reinen Faktum eines plötzlichen Todes, ermöglicht aber ex post eine Stabilisierung der fraglich gewordenen Basisannahmen zwei bis vier. Hier erweist sich die Arbeit von Polizei, Staatsanwaltschaft und Justiz als besonders wichtig und ist für viele Betroffene hilfreich.

Darüber hinaus verbinden sich zeitliche Herausforderungen mit dem plötzlichen Tod. Besonders hier werden Asymmetrien des Zeiterlebens leidvoll spürbar, die in ihrer Gleichzeitigkeit und dem sich daraus ergebenden Nebeneinander nur schwer auszuhalten sind. Dazu gehört der unvermittelte Abbruch eines Lebens, der von den Zurückbleibenden häufig als Zeitstillstand, Zeitimplosion inmitten der Normalzeit erfahren wird. Dazu gehört auch der plötzliche Zusammenbruch erwarteter Zukünfte, der sich individuell als Hoffnungsverlust und kaum zu kitten-der Riss im sozialen Gefüge zeigen können. Schließlich zeigt sich ein je individueller Bedarf an Trauerzeit. Diese sieht sich als eine Form der Eigenzeit im Gegenüber zu den von Organisationen und Gesellschaften kontrollierten Zeiten (und Orten) von Trauer (vgl. Smeding & Ewald 2020). Diese individuelle Trauerzeit sucht und braucht „plötzlich und unerwartet“ einen ihr gemäßen Ort, der ihr aber häufig nicht konfliktlos zugestanden wird.

- 1 So in der „International Classification of Diseases 11th Revision“, ICD-11, Abschnitt für Mortalitäts- und Morbiditätsstatistiken (MMS).
- 2 Statistisches Bundesamt. (15. April, 2025). Anzahl der plötzlichen Kindstode in Deutschland im Zeitraum von 1980 bis 2023 [Graph]. In Statista. Zugriff am 10. Mai 2025, von <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1260562/umfrage/ploetzliche-kindstode-in-deutschland/> Darüber hinaus wären auch totgeborene Kinder zu berücksichtigen.
- 3 Im Einzelnen handelt es sich für das Jahr 2023 um Transportmittelunfälle (Verkehrsunfälle): 3.106 Tote; Stürze: 20.845 Tote; Unfälle durch Ertrinken und Untergehen: 465 Tote; Exposition gegenüber Rauch, Feuer und Flammen: 283 Tote; Vorsätzliche Selbstschädigung (Suizid): 10.304 und tätlicher Angriff: 329 Tote.
- 4 Für das Jahr 2005 sprechen Helmchen & Lauter (2009, S. 151) von einem Anteil plötzlicher Todesfälle am Gesamt aller Sterbefälle von weniger als einem Siebtel, d. h. von ca. 14%.
- 5 So in Anlehnung an die drei Sinndimensionen nach Niklas Luhmann (1987, S. 112-135).
- 6 Das sogenannte „Freeze“ ist eine der möglichen Reaktionen gegen traumatischen Stress neben den dazugehörigen Alternativen Fight oder Flight – Kämpfen oder Flüchten. Zu diesen Reaktionen vgl. Kustor & Garwood 2024, S. 12-17.
- 7 Wir wissen natürlich darum, dass diese Grundannahmen in dieser Form nicht zutreffen, trotzdem scheinen wir alltagsmäßig implizit davon auszugehen und dementsprechend zu leben, als ob sie zuträfen. So wird z. B. durch das Abfassen sogenannter „Pflichttestamente“ vor polizeilichen oder militärischen Auslandseinsätzen aus einem eher wenig belastenden abstrakten Wissen um die eigene Sterblichkeit eine als teilweise sehr belastend erlebte existenzielle Erfahrung, die persönlichen letzten Dinge nun ganz konkret regeln zu sollen.
- 8 Was erfreulicherweise ein doch seltenes Ereignis darstellt. So wurden im Jahr 2024 zweiundzwanzig Menschen durch Polizisten erschossen (im Jahr 2023 zehn), in den USA 1.173 (2024) bzw. 1.163 (2023). Aktuelle und detaillierte Zahlen für Deutschland werden von Clemens Lorei auf seiner Internetseite www.schusswaffeneinsatz.de gesammelt und dargestellt.
- 9 Zu den vielen Facetten zum Erleben und Umgang mit dem Tod in der Polizei, auch über den Tod in den eigenen Reihen hinaus, vgl. Trappe 2012 sowie Unrath 2012.
- 10 Um die nicht gewollte, aber trotzdem so wahrnehmbare Brutalität im Fall von Organisationen etwas fühlbar zu machen: Für Organisationen stellt der plötzliche Todesfall eines Mitarbeitenden ein Organisationsproblem dar, dass heißt, es geht um die Besetzung einer frei gewordenen Stelle und bis zu deren Besetzung um die Frage, wer die entsprechende Arbeit übernimmt.

Literatur

- Anderheiden, Michael (2012): Die Menschenwürde beim Sterben erhalten: Rechtliche Bedingungen. In: Ders. & Eckart, Wolfgang Uwe (Hg.): Handbuch Sterben und Menschenwürde - Band 1. Berlin, Boston: De Gruyter, S. 213-236.
- Hoffmann, Matthias (2011): „Sterben? Am liebsten plötzlich und unerwartet“. Die Angst vor dem „sozialen Sterben“. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Helmchen, Hanfried & Lauter, Hans (2009): Krankheitsbedingtes Leiden, Sterben und Tod aus ärztlicher Sicht. In: Klinger, Cornelia (Hg.): Perspektiven des Todes in der modernen Gesellschaft (Wiener Reihe - Themen der Philosophie; Bd. 15). Wien/Berlin: Böhlau Verlag/Akademie Verlag, S. 145-182.
- Janoff-Bulman, Ronnie (1992): Shattered assumptions. Towards a new psychology of trauma. New York [u.a.]: Free Press.
- Kustor, Beatrice & Garwood, Alfred (2024): Traumatische Prozesse bei Individuen, Gruppen und in sozialen Systemen. In: gruppenanalyse 34/2, S. 9-28.
- Luhmann, Niklas (1987): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Smeding, Ruthmarijke & Ewald, Hermann (2020): Tauer-Zeit: Zeit der Trauer oder Zeit zum Trauern? In: Ewald, Hermann & Vogeley, Kai & Voltz, Raymond (Hg.): Palliativ & Zeiterleben. Stuttgart: W. Kohlhammer, S. 151-171.

Thieme, Frank (unter Mitarbeit von Julia Jäger) (2019): Sterben und Tod in Deutschland. Eine Einführung in die Thanatosoziologie. Wiesbaden: Springer VS.

Trappe, Tobias (Hg.) (2012): Die Polizei und der Tod. Geschichten und Gedanken zu einer Über-Lebens-Frage (Ethik der öffentlichen Verwaltung - Schriftenreihe der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung; Bd. 2). Frankfurt am Main: Verl. für Polizeiwissenschaft.

Unrath, Christine (2012): „... das lässt keinen kalt“: Polizei als Zeuge des Sterbens/als Überbringer der Todesbotschaft. In: Anderheiden, Michael & Eckart, Wolfgang Uwe (Hg.): Handbuch Sterben und Menschenwürde - Band 2. Berlin, Boston: De Gruyter, S. 1243-1262.

Werner Schiewek war von 2001 bis 2023 als Lehrbeauftragter des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) für Ethik im Polizeiberuf an der Deutschen Hochschule der Polizei (DHPol) in Münster Hiltrup tätig. Gleichzeitig war er geschäftsführender Pfarrer im Landespfarramt für den Kirchlichen Dienst in der Polizei der Evangelischen Kirchen von Westfalen (EKvW).

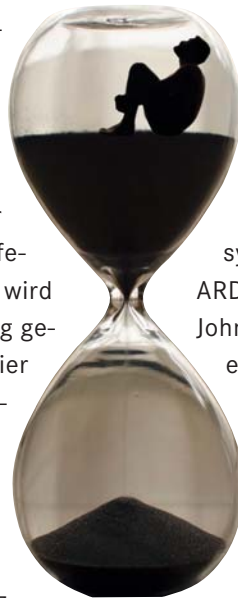
LUKAS HECK

Lebensverlängerung als gesellschaftliches Projekt?

Foto: xaviandrew / pixabay.com

Wie können wir ewig leben? Diese Frage beschäftigte bereits die antike Philosophie und Medizin – nicht nur im Hinblick auf das gute Leben, sondern auch auf die Möglichkeit (oder Unmöglichkeit) der Unsterblichkeit. Heute gewinnt das Streben nach einem längeren Leben, oft unter dem Schlagwort „Longevity“, durch neuartige Lifestyle-Trends eine neue Relevanz. Dieser Beitrag wird zunächst einen Einblick in die Longevity-Bewegung geben. Darauf aufbauend werde ich anhand von vier Thesen zentrale Problemstellungen dieses Ansatzes diskutieren. Abschließend gehe ich auf Bedingungen und Ausgangspunkte einer „Lebensverlängerung als gesellschaftliches Projekt“ ein.

Die Longevity-Bewegung ist keine einheitliche Bewegung im klassischen Sinne, sondern ein Netzwerk von Ideen, Akteur:innen und Unternehmen. Was sie eint, ist ein Grundgedanke: In Anlehnung an die populärwissenschaftliche Philosophie des Nobelpreisträgers Elie Metchnikoff wird das Altern nicht mehr als unausweichlicher, natürlicher Prozess verstanden, sondern als behandelbare „Krankheit“. Damit verschiebt sich der Blick auf den Tod: Er dient nicht länger als ein existenzieller Orientierungspunkt, der das Leben strukturiert und uns zu Entscheidungen bewegt. Stattdessen wird er zu einem Problem, das es zu verzögern, zu kontrollieren oder gar zu überwinden gilt. Die Longevity-Bewegung verbindet damit alte Menschheitsträume mit neuen Technologien, medizinische Visionen mit ökonomischen Interessen.



Geprägt wird der Lifestyle-Trend durch Figuren wie den amerikanischen Unternehmer und Tech-Millionär Bryan Johnson, der sich seit 2021 selbst zum Bio-Experiment gemacht hat (Projekt „Blueprint“). Unter der Maxime „Don’t die“ verfolgt er das Ziel, sein biologisches Alter systematisch zurückzusetzen. In einer zweiteiligen ARD-Reportage des Y-Kollektivs („Unsterblich“) rät Johnson dem Journalisten zu vier Grundpfeilern für ein längeres Leben: geregelter Schlaf, tägliche Bewegung, gesunde Ernährung und der Verzicht auf schädliche Gewohnheiten. Diese Devisen sind in der Gesundheitsprävention weit verbreitet. Doch unter dem Deckmantel der vermeintlichen Übertragbarkeit werden sie in der Longevity-Bewegung deutlich extremer ausgelebt, interpretiert und zugespitzt:

- 1. Von Prävention zu Optimierung:** Vertreter:innen der Longevity-Bewegung erwirken einen Paradigmenwechsel. Der Körper ist eine optimierbare Plattform. Der Tagesablauf folgt einer klar festgelegten Struktur, der sich als optimaler Plan gegen die Zellalterung stellt. Gesundheitsrisiken werden im Alltag vollständig gemieden. Lediglich Schlaf, Ernährung und Sport reichen nicht – Ziel ist die Kontrolle über das Altern.
- 2. Disziplin durch Technologie:** Ein zentraler Orientierungspunkt für optimale Entscheidungen zur Selbstoptimierung ist die Praktik der Selbstvermessung.

Vertreter:innen verschreiben sich der Idee des *Quantified Self*, die mithilfe neuer Technologien den eigenen Körper messbar macht: Apps, digitale Armbänder, Implantate und digitale Aufzeichnungstools wandeln körperliche und seelische Zustände in Daten (Mau 2018). Beispielsweise werden die Nutzer:innen durch festgelegte Normwerte – etwa eine maximale Kalorienzufuhr – zur Selbststeuerung angeleitet und in ihrem Verhalten konditioniert. Überschreitungen werden durch unmittelbare Handlungsaufforderungen reguliert.

3. Exklusivität: Die tägliche Einnahme zahlreicher Nahrungsergänzungs- und anderer Präparate zur Vorbeugung von Zellalterung ist ein zentrales Element vieler Longevity-Programme – und verdeutlicht, dass der Zugang zu solchen Maßnahmen in hohem Maße von finanziellen Ressourcen abhängt. In den USA entstehen zugleich spezialisierte Longevity-Zentren, die umfassende Gesundheitsdiagnosen und individuell zugeschnittene Präventionspläne anbieten. Auch diese Einrichtungen sind nur einem exklusiven Publikum vorbehalten, da sie auf regelmäßige, kostenintensive Termine setzen.

Die enge Verflechtung von Selbststeuerung mit digital-ethischen und medizinethischen Fragen wird kaum in der öffentlichen Debatte thematisiert. Im Silicon Valley hat sich hingegen längst eine Szene etabliert, in der Tech-Milliardäre, Start-ups und Forschungseinrichtungen gezielt an Longevity arbeiten. Altern wird dort nicht mehr als Bestandteil menschlicher Existenz verstanden, sondern zunehmend als technisch lösbares Problem – und damit der menschlichen Konstitution entzogen. In vier Thesen möchte ich die Beweggründe dieser Szene befragen:

These 1: Lebenstempo ersetzt Jenseits

Wer glaubt noch an ein Leben nach dem Tod? Die fortschreitende Säkularisierung der Gesellschaft schwächt nicht nur religiöse Institutionen, sondern entzieht auch der Vorstellung eines Jenseits zunehmend ihre kulturelle Tragkraft. Damit geht der Glaube verloren, in ein größeres Ganzes eingebettet zu sein und die Endlichkeit des irdischen Lebens als Teil einer übergeordneten Ordnung zu begreifen. An die Stelle der Vorstellung des Lebens auf der Erde als ersten Schritt einer größeren Einbettung tritt eine eindimensionale, lineare Zeitlogik, welche sich mit individuell-libertären Vorstellungen paart. Diese Entwicklung begünstigt eine Haltung, die eigene Lebenszeit nach Kriterien der Effizienz, Verdichtung und Steigerung innerweltlich möglichst sinnvoll zu füllen (Rinderspacher 2002).

These 2: Unvereinbarkeit von ökologischen Krisen mit dem Longevity-Lebensstil

Nicht nur in Zukunft, sondern bereits heute zeigt die Klimakrise katastrophale Folgen – etwa in der Zunahme von Extremwetterereignissen. Wer trägt überproportional zur Klimakrise bei? In der Forschung rückt der Zusammenhang zwischen globaler Ungleichheit und ökologischen Katastrophen in den Fokus. Die Verteilungsfrage von Vermögen wird dabei verstärkt als zentrales Problem thematisiert (Chancel et al. 2025). Für die Mehrheit der Weltbevölkerung bedeutet die Zukunft angesichts multipler Krisen eher eine *Lebensverkürzung*. Anhaltende Krisen werden sich nicht nur auf die Lebenserwartung, sondern auch auf die Lebensqualität auswirken – insbesondere bei jüngeren Generationen wächst die mentale und physische Belastung in Form zunehmender Zukunftsängste und psychischer Erkrankungen.

These 3: Die schöne neue Welt als Zeitkultur

Aktuelle Debatten über Lebensverlängerung werden maßgeblich von Befürworter:innen eines technikzentrierten Fortschrittsgedankens dominiert. Sie setzen auf Zukunftstechnologien, um die natürlichen zeitlichen Grenzen des menschlichen Lebens zu überwinden. Ein Fortschrittsethos wird kultiviert, das die technologische Machbarkeit über die gesamtgesellschaftliche Relevanz stellt. Ökologische Rebound-Effekte und die materielle Grundlage digitaler Infrastrukturen (in puncto Energieverbrauch oder der problematischen Gewinnung seltener Erden) bleiben außer Acht. Dazu zwei Beispiele:

Erstens steht die Longevity-Bewegung in enger ideeller Verbindung zur Trans- und Posthumanismus-Bewegung. Der Mensch wird hier nicht als abgeschlossenes Wesen verstanden, sondern als ein optimierbares Projekt – eines, das sich mithilfe technologischer Mittel gezielt weiterentwickeln soll – jenseits biologischer Grenzen. Der körperliche Zerfall soll nicht länger hingenommen, sondern durch technologische Innovationen – etwa künstliche Organe oder digitale Erweiterungen – kompensiert oder gar aufgehoben werden, als *Human Enhancement* (Möck & Loh 2022). Damit rückt die Vision einer Verbindung von Mensch und Maschine näher und wirft ethische Fragen über das Menschsein, Identität und Endlichkeit auf.

Zweitens findet Longevity auch Eingang in die politische Arena. Bei den EU-Wahlen 2024 trat in Deutschland erstmals die „Partei für schulmedizinische Verjüngungsforschung“ an, eine Ein-Themen-Partei für Longevity. Ihr zentrales Anliegen: Der Aufbau einer Industrie, die mithilfe von Zukunftstechnologien eine Verjüngungsmedizin entwickelt und so den Herausforderungen einer alternden Gesellschaft begegnet. Ein

Beispiel dafür ist die Kryonik: Verstorbene werden unmittelbar nach dem klinischen Tod eingefroren und konserviert, in der Hoffnung, dass künftige medizinische Fortschritte eine Wiederbelebung ermöglichen. Zentrale Fragen bleiben offen: Wie hoch ist der Ressourcen- und Energieverbrauch der Technologien? Inwieweit sind konservierte Körper an eine zukünftige Umwelt anpassbar? Wer wird Zugang zu diesen Verfahren haben?

These 4: Klassenfahrt in die Zukunft

Schon heute gibt es Unterschiede bei der Lebenserwartung (Haan et al. 2017). „*Wohlhabendere Menschen leben länger*“ titelte die Tagesschau (02.05.2024). In Österreich sterben Mindestpensionist:innen früher, und viele Menschen gehen aus prekären Jobs krank in die Pension (Achleitner 2023).

Die technologischen Innovationen für eine Verlängerung des Lebens berücksichtigen kaum die Übertragbarkeit auf die gesamte Gesellschaft. Angesichts der Klimakrise sind deren hohe Kosten für Forschung, Produktion und Energieverbrauch kaum vertretbar. Letztlich bleibt es eine kleine privilegierte Minderheit, die dieses Projekt vorantreibt – auf Kosten der Allgemeinheit. Das unausgesprochene Motto lautet: „*Rette sich, wer kann! Also, sofern du es dir leisten kannst.*“

Und leisten können es sich die Wenigsten. Die Zeit nach der Pandemie war stark durch die hohe Inflation der letzten Jahre geprägt, und Menschen in finanziellen Notlagen fehlen die Kapazitäten, über das Monatsende hinaus zu planen. Die langfristige Zukunft tritt dadurch in den Hintergrund. Zukunftsgestaltung wird zu einem Privileg, das eng mit Macht, Ressourcen und zeitlichen Möglichkeiten verknüpft ist (Adam 2013; Ryder 2024). So ist auch die Zeit für Engagement und demokratische Partizipation oft nur spezifischen Gruppen vorbehalten, wie Hanna Völkle in ihrem Beitrag im Zeitpolitischen Magazin (Ausgabe 21, Nr. 45, S. 33–36) herausarbeitet.

Kritische Fragen an eine Lebensverlängerung als gesellschaftliches Projekt

Die vorangegangenen Thesen einer Lebensverlängerung als individualistisch-libertärem, umweltschädigenden, technologisierten und elitären Lebensstil beleuchteten deren Auswirkungen auf multiple Krisen. Ob und wie eine Lebensverlängerung als gesellschaftliches Projekt gedacht werden kann, sollen nun die abschließenden Bedingungen aufzeigen: Für eine Lebensverlängerung als gesellschaftliches Projekt müssten Sozial- und Klimapolitik zusammen gedacht werden. Im Mittelpunkt stünden elementare Maßnahmen wie 1. eine bedingungslose

öffentliche Daseinsvorsorge zur Stärkung sozialer Infrastrukturen (Gough 2021), 2. die Verankerung von intersektionaler Zeitgerechtigkeit auf räumlicher und globaler Ebene (Dengler et al. 2024), 3. die Dekolonisierung in Denkweisen und Warenströmen (Sultana 2024), 4. die Festlegung von Konsum- und Produktionskorridoren (Bärnthaler & Gough 2023) und 5. müsste ein radikal neues emanzipatorisches Projekt mit Fokus auf verträgliche Lebensweisen initiiert werden – auch zur Abwendung eines „autocratic-authoritarian turn“ (Blühdorn 2022). Diese Überlegungen bieten erste Ausgangspunkte, um gemeinsam weitere Wege zu finden, eine individuelle Lebensverlängerung zu überwinden und eine gesellschaftliche Lebensverlängerung im Sinne einer kollektiven Freiheit zu ergründen.

Literatur

- Achleitner, S. (2023): Pensionsreport: Ungleichheiten im System. <https://www.momentum-institut.at/news/pensionsreport-ungleichheiten-im-system/>
- Adam, B. (2013): Sustainability through a Temporal Lens: Time, Future, Process. In Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften (Hg.), Wege Vorsorgenden Wirtschaftens (115–130). Metropolis.
- Bärnthaler, R. / Gough, I. (2023): Provisioning for sufficiency: envisaging production corridors. Sustainability: Science, Practice and Policy, 19(1), 1–17.
- Blühdorn, I. (2022): Liberation and limitation: Emancipatory politics, socio-ecological transformation and the grammar of the autocratic-authoritarian turn. European Journal of Social Theory, 25(1), 26–52.
- Chancel, L. / Mohren, C. / Bothe, P. / Semieniuk, S. (2025): Climate change and the global distribution of wealth. Nature Climate Change 15, 364–374.
- Dengler, C. / Dornis, N. / Heck, L. / Völkle, H. (2024): Klimafreundliche und gesundheitsfördernde Aspekte von Zeitwohlstand. Gesundheit Österreich (Hg.), Policy Brief. <https://jasmin.goeg.at/id/eprint/3423/>
- Gough, I. (2019): Universal Basic Services: A Theoretical and Moral Framework. The Political Quarterly, 90(3), 534–542.
- Haan, P. / Kemptner, D. / Lüthen, H. (2017): The Rising Longevity Gap by Lifetime Earnings – Distributional Implications for the Pension System. DIW Discussion Paper 1698.
- Mau, S. (2018): Das metrische Wir: Über die Quantifizierung des Sozialen. Suhrkamp.
- Möck, L. A. / Loh, J. (2023): Optimierte Körperbilder – Die Bedeutung von Human Enhancement im Transhumanismus und im technologischen Posthumanismus. In: Zichy, M. (Hg.) Handbuch Menschenbilder (659–687). Springer VS.
- Rinderspacher, J. P. (Hg.) (2002): Zeitwohlstand. Ein Konzept für einen anderen Wohlstand der Nation. Ed. Sigma.
- Ryder, S. / Kojola, E. / Pellow, D. (2024): Power & Temporality in Pursuing Transformative Planetary Justice. Environmental Politics, 33(7), 1245–1264.
- Sultana, F. (Hg.). (2024): Confronting climate coloniality: Decolonizing pathways for climate justice. Taylor & Francis.

Lukas Heck, M.Sc.,

Doktorand an der Wirtschaftsuniversität Wien

Endlichkeit in Zeiten und Räumen

Mein derzeitiges Lebensthema ist die Endlichkeit von allem, was da ist. Dabei geht es, wie beim *va banque*-Spiel im Kasino, um Alles oder Nichts unter den Bedingungen von

- Zeit und
- Raum sowie
- in den gesellschaftlichen Beziehungen von Lebewesen in der Bandbreite zwischen
 - zarten Bindungen und
 - harten Fesseln.

Diese drei Dimensionen des Daseins verweisen auf den dreifachen Wortsinn von ἀρχή (archē).

- Anfang, Beginn, Herrschaft
- Regierung, Herrschaft, Kommando, Amt
- Reich, Gebiet, Statthalterschaft, Provinz

Damit deutet sich bereits am Anfang des Beitrags an, dass Endlichkeit um Themen von Macht, Herrschaft und Gewalt kreist.

Vorab ist festzuhalten, dass das Leben genauso zwei Enden hat wie jede hierzulande übliche Wurst. Der anfängliche Zipfel sieht möglicherweise frisch und hell aus wie der Morgen und kann duften. Der andere Zipfel am Lebens-Abend erscheint notwendigerweise dunkel wie die Nacht und muss stinken. – Aber es hilft nichts: Genau wie bei Lebensmitteln gehören Werden und Vergehen auch bei Lebewesen zusammen. Damit nicht genug, liegen zwischen den Polen von Geburt (Natalität) und Tod (Mortalität) viele Übergänge. Um nur einige signifikante *en passant* zu erwähnen:

- Im Auf und Ab zwischen Kindheit/Jugend und dem Erwachsenenalter/Greisenalter betreffen Übergänge das Dasein ‚am eigenen Leib‘;
- in Kopulation/Kohabitation finden Übergänge zwischen verschiedengeschlechtlichen und anderen fremdartigen Lebewesen statt;
- und dann ist da noch der Zwiespalt zwischen Sterben-Müssen und Töten-Können.

Die notwendigen Trans-Formationen zwischen eigenen Lebensweisen in unterschiedlichen Lebensphasen und allen möglichen Trans-Aktionen mit anderen Lebewesen sind allesamt heikel; sie variieren, oszillieren allemal zwischen ersehnten Überschreitungen (lustvollen Exzessen), zulässigen Übertritten, verbotenen Übertretungen, friedlichen Überführungen und gewal(tät)igen Übergriffen. Das

Da-Sein spielt sich ab im *clair-obscur* zwischen Angst-Lust und Leid-Freud, im Vor- und Zurück von Angriff vs. Abwehr, Hoffen und Bangen.

Wer bis zu dieser Stelle gelesen hat, wird es der Autorin nachsehen, dass sie im Weiteren versuchen wird, das prekäre Terrain von Dasein zwischen Da oder Fort, Sein-oder-Nicht-Sein beziehungsweise von So-oder-Anders-Sein zu verlassen, um von solch schwankenden Brettern auf den festen Boden des Wissens zu gelangen.

*

Beim Thema Wissen treffe ich im Voraus eine mutige, aber fahrlässig grobe Unterscheidung zwischen Sinn-Wissen und Funktions-Wissen.

Sinnwissen fragt viel nach:

Woher und Wohin?

Warum/Weshalb und Wozu?

Wer oder Was?

1) Zu Lebzeiten müssen Lebewesen in ihren Lebensräumen „bei Sinnen“ sein, um sich zu orientieren in dem überbordenden Durcheinander oder in der wüsten Leere, die sie jederzeit und überall umgeben. Sie müssen sich nach heller/dunkler, drunter/drüber, hinten/vorn, vorher/nachher, links/rechts, innen/außen, näher/weiter umtun und sich danach (aus)richten.

2) Zu allem Überfluss stellen sich scharfsinnigen, weit-sichtigen, hellhörigen, feinfühligsten Lebewesen Fragen, die sowohl über ihre begrenzten alltäglichen Notwendigkeiten als auch über die Möglichkeiten ihrer schwachen Sinne hinausgehen: Manche be-*sinnen* sich auf weitergehende Fragen und begeben sich auf die Suche nach

- Ursprung vor jedem Beginn(en): ἀρχή (archē)
- Ziel/Zweck nach dem Ende(n) der Endlichkeit: τέλος (télos)
- das Gute an und für sich, das summum bonum: καλοκαγαθία (kalokagathía)

Solche Sinnsuchenden fragen nach dem, das zwar hier und jetzt nicht da ist, aber irgendwo früher mal da war oder irgendwann später dort werden wird. Ihnen geht es um das, was sie sich als bleibende Sub-stanz oder als Sub-jekt ὑποκείμενον/,hypokeímenon) vorstellen.

3) Auf Anhieb ist einzusehen, dass „Mängelwesen“ beide Aspekte von Sinnwissen für *notwendig* erachten, um *die Not zu wenden*, um die Nöte des in den Grenzen seiner Endlichkeit dürftigen Lebens zu befriedigen. Und da sind

auch immaterielle Bedürfnisse zu bedenken. In allen Hinsichten gilt es, Bedarfe zu decken, die Leere zu füllen: Das Notwendige betrifft die Notdurft des Leibes ebenso wie die Nöte der darin wohnenden Seele. Kurzum, zum Sinnwissen gehören Sinn und Sinnlichkeit (*sense and sensibility*). Und dem Sinnwissen obliegt es, die divergierenden Wege seiner beiden ungleichen Teile sinnvoll zu verbinden.

4) Dabei zeigt es sich, dass Sinnwissen eine narrative Kulturtechnik ist, die mit Worten und Bildern, Metaphern und Allegorien arbeitet. Ob die großen Erzählungen wie Sagen, Mythen oder Legenden von kleinen Märchen abstammen, ob die Erzähltechnik des Sinnwissens später vielleicht nur noch in Gute-Nacht-Geschichten Platz findet, welche

- einerseits von Anfängen berichten: „*Es war einmal...*“ in unbestimmter grauer Vorzeit und
- andererseits am märchentypischen Schluss „...*so leben sie noch heute*“ ein glückliches Finale in Aussicht stellen.

5) Solch „loses“ Sinnwissen, wie es Menschenkinder beim Einschlafen gern glauben wollen und davon träumen, kondensiert sich bei ernsthaften Sinnsuchern zu festem Glauben. Also reimen sich Glaubensregime auf das wortbasierte, narrative Sinnwissen; dieses braut sich zu Religion(en) zusammen. In weiterer Folge transfigurieren sich die in zeitlicher Hinsicht nebulösen Anfänge und die räumlich indefiniten Enden in ein als Über-Oben vorgestelltes Jenseits, das Gelehrte in diesem Kulturraum vor langer Zeit *Transzendenz* getauft haben.

Auf diese Weise wird dem irdischen Dasein ein höherer, ja höchster, übersinnlicher Sinn verliehen, ein Wissen, das den schwergewichtigen Namen Wahrheit tragen soll und die Sinnfälligkeit des alltäglichen, sinnlichen Wissen zugleich beansprucht und übersteig(er)t.

Funktionswissen fragt nicht so viel, sondern einfach nur: *Wie/How?*

Wie geht es Dir/*How do you do?*

Wie geht denn das/*How to?*

Die Knowhow-Fragen kreisen samt und sonders

- um das *Tun* im Handel(n) von und mit Lebewesen nebst Lebensmitteln und
- um das *Machen* im Herstellen und Produzieren von ‚toten‘ Dingen, Sachen als gegenständlichen Gütern, die Menschen gehören, also Zubehör sind.
- *Knowhow* kombiniert Da-Sein mit Dabei-Haben: Das *Da-sein* von Lebewesen als menschlichen Subjekten ist angewiesen auf das Vorrätig- und Parathalten von Mitteln als Objekten. In der Subjekt-Objekt-Relation ist Funkti-

onswissen unpersönlich, neutral gegenüber beliebigem Sinn und allen möglichen Zwecken; es verfährt in Verfahren analytisch, zergliedernd, zerlegend, auflösend, schließlich soll Funktionswissen ja zu realen Lösungen führen. – Das erst neuerdings in Gebrauch genommene, in deutscher Sprache so genannte *Handy* könnte als Inbegriff dieser Art des Zur-Hand-*Habens* gelten.

Dem Common Sense dürfte verständlich sein, dass Lebewesen (zumal menschliche) überall und jederzeit sowohl sinnlich-sinnvolles Wissen von Ziel und Zweck gut brauchen können, als auch Kenntnisse von Mitteln sowie Instrumenten, die sie gebrauchen müssen, um in kürzerer Zeit von A nach einem zunehmend weiter entfernten B zu gelangen. – Aber bereits bei meinen Erläuterungen zum Sinnwissen hat sich gezeigt, dass das Verhältnis von Sinn- und Funktionswissen nicht so raum- und zeitlos ist, wie es dem Common Sense nach sein sollte.

1) In der Wendezeit vom abendländischen Mittelalter zur westlichen Neuzeit entwickelt sich aus dem Transzendenz-Verlust des Sinnwissens auf der planen Fläche der Immanenz eine Art von Funktionswissen, das Transparenz in Aussicht stellt:

- In räumlicher Hinsicht wird der Blick frei und wandert auf einen zentralperspektivisch geöffneten, endlos offenen Horizont zu. Die Idee von Ewigkeit in statisch-ständischer Ordnung wird beweglich.
- In der Zeitorientierung tritt ein Strömungswechsel ein, *a sea change*: weg von einer autoritativ-autoritären Vergangenheit im Sinne von Ursprung, Herkunft und Überlieferung läuft der Zeitfluss höher, schneller, weiter auf eine offene Zukunft hin.

Mit Worten von Michel Foucault ließe sich der Unterschied zwischen altem Sinn- und neuem Funktionswissen so bezeichnen: Die alten Glaubensregime bieten *l'explication par le haut*, von über-oben durch Offenbarung herab; dagegen offeriert das neuartige Funktionswissen seit dem Säkularisierungs- und im weiteren Modernisierungsprozess *l'explication par le bas*. Im Vergleich zum strengen alten Regime erscheint das Neue neugierig, fortschrittlich und freiheitlich. Vor allem eröffnet es Aussicht auf Erfolg in der Realitätsbewältigung durch rationale und fortschreitend rationalisierte, effektive, punktgenaue Lösungen für kleinteilige Probleme. Das Knowhow ist flexibel und fallibel. Alles, was da ist, wird durch neue Entdeckungen und Erfindungen in Frage gestellt – die Revolution in Permanenz ist das Prinzip des Fortschritts im Funktionswissen. Das unbestimmt bleibende Ende der Expeditionen ins Neuland liegt in einer zwar unendlich fernen, aber nicht nebulösen Zukunft.

2) Solch grundstürzende Veränderungen gehen mit einem Wechsel der leitenden Kulturtechnik einher: Vom Wort zur Zahl.

Die Buchstabenkette des Alphabets, die bei A (ἄλφα/álpha) ihren Anfang nimmt und bei O (ὦ μέγα/ō méga) sich vollendet, liegt dem geschlossenen Regime des wortbasierten Sinnwissens zugrunde. Die Ironie der Geschichte: Das geschlossene Alphabet lässt sich unendlich kombinieren, in tausend Zungen bereden; die niedergeschriebenen, fixierten heiligen Worte, das Gesetz des Einen und Höchsten ... sie werden unterschiedlich gelesen; sie lassen vielfältig variierte, vielschichtig nuancierte, kurzum weit auseinander gehende Interpretationen zu.

Das dürfte dazu geführt haben, dass das frühmoderne mono-theistische Motto *sola scriptura* bereits ein Jahrhundert später durch *nullius in verba* abgelöst wird – vielleicht nicht zufällig, nachdem die strittigen Auslegungen der Schrift in blutigen Religionskriegen europaweit heillose Zerstörungen angerichtet haben. Um die Null herum ist der Transit vom Wort zur Zahl besiegelt. Nach Maßgabe der neu entwickelten infinitesimalen Rechnung, die immer weiter zählen kann, sind beliebig viele Zahlen da: Kohlköpfe lassen sich genauso anonym-sachlich-neutral zählen wie Menschenschuhe.

3) Anders als das wortbasierte Sinnwissen, welches in Glaubensregimen Platz nimmt, konzentriert sich das neuartige Funktionswissen in den modernen Wissenschaften, die von der zahlenbasierten Mathematik angeführt werden. Eigentlich ist Mathematik uralte; seit jeher musste gerechnet und berechnet werden. Seit dem Anbruch der Neuzeit verändern sich Struktur und Stellung dieser Wissensgestalt zur *mathesis universalis*.

4) An die Stelle der fanatischen Suche des alten Sinnwissens nach einer *Wahrheit* im Jenseits tritt beim modernen Funktionswissen das systemisch-systematische Streben nach *Gewissheit* des Weges. Wenn der Weg selbst zum Ziel, zum Selbst-Zweck erklärt wird, muss die Straße

gesichert sein, die immer rasanter werdende Fahrt auf Schritt und Tritt kontrolliert werden.

Der Progress in die Zukunft, der mit dem Projekt der Aufklärung begonnen hat, wird zu einem endlosen Prozess nach Maßgabe von Verfahren. Das auf Effizienz, Effekte und Effektivität angelegte Funktionswissen lässt die Vergangenheit achtlos hinter sich, es überholt und unterhöhlt die Gegenwart. Und doch scheint die Zukunft nur in exakter Pfadabhängigkeit von der Gegenwart designt zu werden: *more of the same*.

*

Was bedeutet das am Ende in Hinblick auf mein Lebensthema Endlichkeit?

Bei aller Würdigung der Glaubensregime in ihrem Streben nach *Wahrheit* und trotz der Anerkennung gewisser Sicherheiten, die das Wissenschaftssystem herstellt („*science works!*“), scheint mir (mehr als methodisch-cartesianischer) Zweifel angebracht. Beide Wissensweisen und Wissenswege haben zwar etwas anzubieten: Religion macht mehr Hoffnung, der feste Glaube verheißt *Leitung*, Halt(ung) und spendet Trost – Wissenschaft verspricht *Leistung*, schafft Rat und Tat. Indes bleiben die Erwartungen auf das Heil im Glauben zwischen den diversesten und divergierenden Lehren umstritten *plural*, – die Hoffnungen auf Heilung durch Wissenschaft erweisen sich als *partikular*. Das Ergebnis lässt sich so zusammenfassen: „Modernity has accomplished many far-reaching transformations, but it has not fundamentally changed the finitude“ (Berger/Berger/Kellner 1973).

Prof. Dr. Cornelia Klinger, Privatgelehrte und ausserplanmässige Professorin für Philosophie an der Eberhard Karls-Universität Tübingen. Schwerpunkte im Bereich der Politischen Philosophie (Achsen der Ungleichheit), in der Ästhetik (zur Romantik und zur Geschichte des Schönen und Erhabenen), Theoriegeschichte und Geschichtstheorie der Moderne, Gender Studies im Bereich Philosophie (Theorie und Geschichte des Patriarchats).

DGfZP in Sozialen Medien

Die Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik ist auch in den sozialen Medien vertreten.

Folgen Sie der DGfZP bei  <https://linkedin.com/company/dgfzp>

Geteilt werden Anregungen zu den Themen Zeit und Zeitpolitik sowie Hinweise unserer Mitglieder auf Veranstaltungen oder Veröffentlichungen. Die Accounts werden derzeit von unserem Vorstandsmitglied

Elke Großer betreut. Kommentare, Anregungen und Material bitte senden an

elke.grosser@zeitpolitik.de.

DIETRICH HENCKEL

Zeitlichkeiten am Lebensende

Zeitpolitische Überlegungen und Folgerungen

Einführung

Die Tagung „Zeitlichkeiten am Lebensende“ hat gezeigt, dass zahlreiche Herausforderungen, die von Professionellen in Hinblick auf den Umgang mit Sterbenden in ihren Arbeitsfeldern beschrieben werden, sich nicht selten als zeitliche Gestaltungsaufgaben interpretieren lassen. Wir hatten bei der Vorbereitung der Tagung die Vortragenden ausdrücklich gebeten, zu versuchen, ihr jeweiliges Arbeitsfeld und ihre Expertise explizit unter Zeitaspekten darzustellen. Die verschiedenen Vorträge, die in diesem Heft dokumentiert sind, lassen erkennen, wie vielfältig die zeitlichen Dimensionen im Zusammenhang von Sterben, Versorgung, Tod und Trauer sind (auch wenn in dieser Tagung nur Ausschnitte behandelt werden konnten) und wie hilfreich es sein kann, Situationen, Probleme, Konflikte im eigenen Tun unter Zeitperspektiven zu betrachten.

Die Tagung hat zudem wieder einmal eindrücklich eine Tatsache vor Augen geführt: Auch wenn es eine Binsenweisheit ist, dass alles in Raum und Zeit stattfindet, machen die meisten Personen sich in ihrem eigenen Betätigungsfeld selten die zeitlichen/zeitpolitischen Dimensionen ihres Fachgebiets, ihrer Profession bewusst. Vor diesem Hintergrund ist es eine der Aufgabenstellungen der DGfZP, für die zeitlichen Dimensionen in allen Lebensbereichen zu sensibilisieren und die gesellschaftlichen Gestaltungsmöglichkeiten, die mit Zeitlichkeiten verbunden sind, zu eruieren. Dies auch, wenn sie selten im expliziten Sinn als solche verstanden werden. Diese Aufgabenstellung scheint unsere Veranstaltung in der Evangelischen Hochschule in Darmstadt einmal mehr erfüllt zu haben.

Der folgende Text versucht, eine grobe systematische Zusammenschau zeitlicher Dimensionen und zeitlicher Konflikte zu geben, wie sie aus den Beiträgen der Referentinnen und Referenten sichtbar wurden, um daraus erste zeitpolitische Schlussfolgerungen zu ziehen.

Zeitliche und zeitpolitisch relevante Sachverhalte

Die Tagung hat nur einen Teil der Zeitlichkeiten, die mit Sterben, Tod, Trauer und allem, was damit zusammenhängt, zum Thema machen können. Sehr grob zusammengefasst kann man feststellen, dass es um eine fast unübersehbare Vielzahl von Normen, also Gesetzen, Ver-

ordnungen, Vereinbarungen und Konventionen geht, die die „geregelten“ Zeitlichkeiten bestimmen. Dies sei an einigen Beispielen kurz erläutert.

Gesetze regeln,

- welche zeitliche Unterstützung Pflegebedürftige (je nach Pflegegrad) in Anspruch nehmen können, wie lange Behandlungen dauern dürfen, wie sie entgolten werden.
- wie mit Gestorbenen umgegangen werden muss oder darf, wie lange aufgebahrt werden kann, welche Fristen etwa bis zur Beerdigung eingehalten werden müssen, wie lange Gräber genutzt werden können.
- welche Zeiträume Hinterbliebenen zugebilligt werden von der Fortzahlung der Einkünfte der Verstorbenen, der Dauer von Witwen- und Waisenrenten über die zugebilligten Trauerzeiten (u. a. freie Tage nach dem Tod eines Angehörigen) bis hin zur Dauer von Urheberrechten, die den Erbinnen und Erben der verstorbenen Person zugestanden werden.

Konventionen sehen u. a. vor

- wie Trauerperioden gestaltet werden sollen, wie lange sie dauern dürfen (eine über die in einem Kulturkreis übliche Trauerzeit hinausgehende Trauer ist mittlerweile als psychische Störung klassifiziert).
- welche zeitlichen Rituale für Zugehörige, Freunde und Bekannte erwartet werden oder üblich sind.

Ökonomische Rahmenbedingungen haben u. a. Einfluss darauf

- welche Zeiten in der medizinischen/pflegerischen Betreuung aufgrund der Honorarordnungen und damit verbundener Anreize zur Verfügung stehen.
- wie lange eine Beisetzung dauern darf, weil hierdurch die in der Regel engen Abfolgen von Beerdigungen auf den Friedhöfen getaktet werden.

Phasenmodelle des Sterbens sollen nicht nur analytisch beschreibend den Ablauf des Sterbens erfassen helfen, sondern gleichzeitig auch Hilfestellung für das Verhalten vor allem der begleitenden Personen in den unterschiedlichen Phasen liefern.

Definition des Todes: Selbst die medizinisch/juristisch nicht unumstrittene Festlegung des Hirntodes als Todeszeitpunkt hat im Zusammenhang mit Organtransplantationen zeitliche Folgen, weil nach Feststellung des Hirntods Vitalfunktionen aufrechterhalten werden müssen, um Organe für Transplantationen entnehmen zu können,

d. h. der Tod muss so spät wie möglich, aber so früh wie nötig festgestellt werden.

Selbst bei dieser schmalen und selektiven Andeutung zeitlicher Dimensionen ist offenkundig, wie sehr diese Regelungen und Erwartungen an soziale und kulturelle Kontexte gebunden sind, wie stark sie sich also in Hinblick auf Regionen, historische Perioden, Religionen, Klassen und andere soziale Gruppierungen unterscheiden – wichtige Aspekte, die in der Tagung leider nicht ausführlicher behandelt werden konnten.

Sehr viel uneindeutiger, volatiler und weniger bestimmbar verhält es sich mit subjektiven/persönlichen Zeiten, also allem, was mit individueller Zeitwahrnehmung und daraus resultierendem Verhalten verbunden ist: Dabei geht es um die Zeiten der Zuwendung, der Einkehr, des Rückzugs, der Selbstsorge sowohl für die sterbende Person als auch für die begleitenden Personen (Professionelle, Zugehörige). Solche Zeiten sind von Normen nur eingeschränkt erfassbar, weil sich einerseits die Zeitwahrnehmung in unterschiedlichen Phasen des Sterbens und bei der Begleitung für alle Beteiligten immer wieder stark verändert und andererseits die zeitliche Flexibilität der Beteiligten sehr unterschiedlich ausgeprägt ist. Auch das hängt damit zusammen, dass die Konventionen und Ritualisierungen an Prägekraft verloren haben, Sterben und Tod weniger sozial eingebunden und zur „Privatsache“ geworden sind und durch Medikalisierung immer stärker in ein professionelles Umfeld eingebunden wurden.

In den Beiträgen von *Gockel* und *Schieweck* (in diesem Heft) werden aus der jeweiligen professionellen Perspektive die Zeitlichkeiten noch einmal sehr spezifisch kategorisiert. Matthias Gockel sieht aus Sicht der Palliativmedizin die einzelfallabhängige Zeit, die für die Aufklärung des Patienten benötigt wird und bei der es auch um die Aufklärung über die voraussichtlich noch verbleibende Zeit geht, als zentral an. Denn daraus ergeben sich zeitliche Rahmenbedingungen für die Klärung offener Fragen und für gemeinsames „Sein“ sowie für Abschied und gemeinsame Trauer.

Alles bisher Gesagte und der Großteil der Beiträge auf der Tagung beziehen sich im Wesentlichen auf das Lebensende nach Krankheit und/oder hohem Lebensalter – sie machen statistisch die überwiegende Zahl der Sterbefälle aus. Denn mehr als die Hälfte aller Sterbefälle finden im Krankenhaus statt, weitere rund 30% in anderen Einrichtungen (Pflegeheim, Palliativstation und Hospiz) und nur etwas über 20% im häuslichen Umfeld. Anders sieht es beim plötzlichen Tod durch Infarkte, Unfall, Katastrophen, Verbrechen, Krieg o.ä. aus. Hier entfallen wesentliche

„begleitende“ Zeiten von Zugehörigen und Professionellen. Der plötzliche Tod, der keine Verabschiedung von Angehörigen erlaubt, erzeugt zeitlich ganz andere Problemlagen, die Werner Schieweck aus der Sicht der Notfallseelsorge unter den Kategorien des Erlebens (Zeuge des plötzlichen Todes einer Person sein), des Mitteilens (die Nachricht eines plötzlichen Todes überbringen müssen), des selbst Zufügens (den Tod eines anderen in einer Notsituation als Polizist verursachen) und des Erleidens (selbst erleben) erläuterte. Es wurde deutlich, dass die spezifische zeitliche Situation in diesen Fällen auch eine besondere Begleitung erfordert.

Zeitkonflikte

All diese unterschiedlichen Beschreibungen lassen eine Vielzahl von Zeitkonflikten aufscheinen:

- Ungleichzeitigen zwischen Sterbenden und Zugehörigen bezogen auf zeitliche Erwartungen der sterbenden Person an die begleitenden zugehörigen und professionellen Personen, die sich stoßen an den zeitlichen Möglichkeiten der Zugehörigen (die beschränkt werden durch persönliche Bedingungen sowie durch soziale Verpflichtungen – Erwerbsarbeit, Sorge u. a.) und Restriktionen, die für Professionelle durch ihre Einbindung in ihre jeweilige Institution und die dadurch bedingten Anforderungen und Anreizsysteme gegeben sind.
- Zeitkonflikte der Professionellen durch personelle Unterausstattung sowie durch Berichtspflichten, ständige Priorisierungsentscheidungen zwischen Patienten und für notwendig erachtete Betreuung auf der einen Seite und bezahlte Leistung andererseits. (Die Finanzierung der Versorgung wirkt vielfach als Grundlage von Zeitkonflikten, etwa weil apparative Leistungen eher abzurechnen sind als erweiterte zeitliche Betreuung.)
- Gerade bei der Notwendigkeit, über längere Zeitabschnitte Sorgezeiten für Zugehörige einplanen und bereitstellen zu wollen oder zu müssen, treten häufig erhebliche Konflikte mit beruflichen Verpflichtungen, Sorgezeiten für kleine Kinder oder anderen sozialen Aufgaben auf.
- Konflikte treten auch auf durch unterschiedliche Zeitwahrnehmungen von Betroffenen, Pflegenden und Zugehörigen, was sich etwa in unterschiedlichen Vorstellungen über den Zeitpunkt des nahenden Endes und in resultierendem Verhalten manifestieren kann.
- Konflikte zwischen individuellen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Regeln, die besonders bei der Trauer deutlich werden. Einerseits gilt ein Trauerjahr als eine Art gesellschaftlich akzeptierte Dauer, gleichzeitig ist der Inhalt völlig unbestimmt und in beruflichen Zu-

sammenhängen wird üblicherweise ein sehr schnelles „Funktionieren“ selbstverständlich vorausgesetzt. Das ist auch eine Folge der „Privatisierung“ des Todes. Die noch in den 1960er Jahren übliche Trauerkleidung oder der Trauerflor sind aus dem Alltag fast vollständig verschwunden.

- Ein Zeitkonflikt ist auch die oben angesprochene Feststellung des Todeszeitpunkts, wenn die sterbende Person einen Organspendeausweis hat und daher die Aufrechterhaltung von Vitalfunktionen für die rechtzeitige Organentnahme von Bedeutung ist.
- Eine „Neuordnung“ der Zeit ist besonders im Falle des plötzlichen Todes einer nahestehenden Person erforderlich, der den „erwarteten Zukunftshorizont“ zerbriecht.
- „*Nicht dem Leben mehr Tage, sondern den Tagen mehr Leben geben*“ (Cicely Saunders) als Motto der Hospizbewegung ist eine normative Auflösung eines Grundkonflikts, der vor allem durch medizinischen Fortschritt an Brisanz gewinnt: der Konflikt zwischen den verschiedenen Methoden der Verlängerung des Lebens (Stichworte: Prävention, Selbstoptimierung, longevity, lifespan vs. healthspan, Kryonik etc. mit allen Nebenwirkungen) und einem dezidierten Carpe Diem (Stichworte: Feiern des Augenblicks, Lebenskunst, Akzeptanz des Unvermeidlichen, der Unvorhersehbarkeit, der Unergründlichkeit).
- Konflikte treten auf zwischen „Sterbenlassen und Gestorbenwerden“, wie M. Gronemeyer (2005) es nennt. Damit wird der Konflikt beschrieben, der sich auftut, wenn ein expliziter oder impliziter Druck empfunden wird, „freiwillig“ aus dem Leben zu scheiden.
- Zeitknappheit und Verdrängung werden als „effektives Paar“ beschrieben, weil der zeitliche Druck dazu verleitet, die Auseinandersetzung mit den Veränderungen, die mit dem eigenen Lebensende oder dem eines Zugehörigen zwangsläufig verbunden sind, zu verschieben.

Eine umfassende Studie über die Zeitlichkeiten am Lebensende müsste all diese und viele weitere Facetten systematisch und detailliert in den Blick nehmen. Das konnte von einer explorativen Tagung nicht erwartet werden. Vor dem Hintergrund, wie viele zeitliche Aspekte und vor allem implizit und explizit zeitliche Regelungen für das Lebensende eine Rolle spielen, und bedingt durch den Anspruch, auch für die letzte Lebensphase eine den normativen Forderungen angemessene zeitliche Rahmung zu geben, die zeitliche Selbstbestimmung gewährleistet, ist es notwendig, sich mit den zeitpolitischen Implikationen vertieft auseinander zu setzen.

Zeitpolitische Forderungen

Die normativen Grundlagen, auf die sich zeitpolitische Überlegungen beziehen müssen, gehen letztlich auf die Formulierung des Rechts auf Zeit zurück und stellen folgende Punkte in den Mittelpunkt

- zeitliche Autonomie/zeitliche Selbstbestimmung, was die Sicherung von selbstbestimmter zeitlicher Flexibilität enthält,
- Recht auf gemeinsame Zeiten,
- Verbesserung der Lebensqualität durch Erhöhung der zeitlichen Selbstbestimmung.

Eine grundlegende Forderung ist, dass in allen Belangen die zeitlichen Dimensionen und Implikationen explizit in den Blick genommen werden müssen, um die Wirkungen auf zeitliche Selbstbestimmung, gemeinsame Zeiten, quantitativ genügend disponible Zeiten zu beurteilen und ggf. Maßnahmen ableiten zu können. Dies gilt es dann in einzelnen Bereichen zu konkretisieren und auszuformulieren. Eine Wende zur Stärkung der zeitlichen Autonomie des Individuums war das Bundesverfassungsgerichtsurteil von 2020 zum selbstbestimmten Sterben. Die nunmehr durch das Verfassungsgericht zugestandene Selbstbestimmung über das eigene Sterben, das Recht, den eigenen Todeszeitpunkt selbstbestimmt festlegen zu dürfen, ist ein sehr weitreichender Schritt im deutschen Recht, um zeitliche Autonomie in einer der existenziellen (zeitlichen) Fragen zu gewährleisten.

Weitere Stichpunkte zu zeitpolitischen Forderungen für einen humanen Umgang mit Sterben und Tod sind:

- Wesentliche Bestandteile des Rechts auf Zeit – zeitliche Selbstbestimmung, zeitliche Autonomie und vor allem gemeinsame Zeiten – sind von besonderer Bedeutung auch und gerade am Lebensende für die sterbende Person und für die begleitenden Personen. Eine Kernbedingung dafür ist, möglichst flexible zeitliche Arrangements unter schwierigen Rahmenbedingungen für alle Beteiligten zu ermöglichen.
- Medizinische Einrichtungen, Krankenhäuser vor allem, sind Orte, die durch enge zeitliche Taktungen und in der Regel Hektik gekennzeichnet sind. Für Sterbende und ihre Begleitung geht es darum, Zeiten in Ruhe mit wichtigen Menschen in einem unruhigen System sicherzustellen. Palliativstationen sind in dieser Hinsicht ein wesentlicher Fortschritt. Aber solche Möglichkeiten müssen weiter ausgebaut werden.
- Die Zeiten für Trauer sollten ebenfalls flexibler geregelt werden. Denkbar wäre u. U. eine Einbeziehung von (individuell definierten) Trauerzeiten in das Optionszeitenmodell – vgl. Jurczyk, Mückenberger 2020).

- Es ist eine offene Debatte über die Trade-offs zwischen Technik und Zeit (Zeiten des ärztlichen Gesprächs können Einsatz von Technik und medizinischen Maßnahmen und damit Ressourcen sparen), zwischen Zeiten der Behandlung und der Dokumentation erforderlich, um der „Entwertung“ von Zeit entgegenzuwirken. In diesem Zusammenhang spielen Reformen von Vergütungssystemen und ihren Anreizwirkungen, wie sie immer wieder gefordert werden, gerade in zeitlicher Hinsicht eine zentrale Rolle. (Einen ersten Schritt und Erfolg kann man in der Veränderung des Finanzierungssystems im Krankenhauswesen in der letzten Legislaturperiode sehen, durch die teilweise Ersetzung der Fall- durch Vorhaltepauschalen).

Nur eine systematische Auseinandersetzung mit Zeitkonflikten und ihren Ursachen erlaubt die gezielte Suche nach Lösungsmöglichkeiten.

Fazit

Zeitpolitiken sind Machtpolitiken. Die Verfügbarkeit von Zeit, die Rechte an Zeit sagen etwas darüber aus, wie ernst eine Gesellschaft ein Anliegen nimmt.

Trotz einer Vielzahl relevanter Einzelforderungen, die auch aus anderer Perspektive vor allem von medizinischen und pflegerischen Akteuren immer wieder gestellt wurden und werden, sind übergreifende zeitpolitische Forderungen für das Lebensende schwer zu formulieren, weil die Anforderungen aus zwei Gründen sehr widersprüchlich sind:

- Zwar ist klar, *dass* das Ende eintritt, aber das *wann* ist (außer man legt Hand an sich) nicht verlässlich bestimmbar.
- Das Lebensende ist in besonderem Maße von individuellen Bedingungen geprägt, weshalb sich nur schwer allgemeine Forderungen ableiten lassen.

Die allgemeinste zeitpolitische Forderung, die sich formulieren lässt, ist der Anspruch auf große zeitliche Flexibilität (Umfang von Zeiten und die Wahl von geeigneten Zeitpunkten) für alle Beteiligten. Da die zeitliche Verfügbarkeit einzelner Personen in komplexen sozialen Zusammenhängen aber immer durch externe Rahmenbedingungen und wechselseitige Abhängigkeiten beschränkt ist, müssen die Möglichkeiten und Bedingungen für eine Inanspruchnahme nötiger Zeitkontingente in den einzelnen Zusammenhängen sehr genau ausgelotet werden.

Was dabei eine Rolle spielt:

Es gibt eine Vielzahl unterschiedlicher Akteure professioneller und privater Art, die völlig unterschiedliche zeitliche Anforderungen haben, bei denen völlig unterschiedliche soziale Einbettungen vorliegen.

Alle sterben, aber der Zeitpunkt ist ungewiss, die Umstände, der Verlauf sind ungewiss, so dass Selbstbestimmung für alle Beteiligten ein besonders hohes Maß an Flexibilität voraussetzt, die in einer hochkomplexen und vernetzten Gesellschaft nur eingeschränkt verfügbar ist.

Der Sterbeprozess hat Stufen, aber sie sind in ihrer Dauer nur schwer kalkulierbar. Ebenso wenig ist es der Trauerprozess, der länger oder kürzer dauern und immer wieder unerwartet in neuen Wellen, episodenhaft auftreten kann. Selbst sozial akzeptierte „Normaldauern“ (Trauerjahr), werden von zwei Seiten infrage gestellt: Für das Funktionieren im Alltagsleben und im Beruf wird einerseits in der Regel nur eine sehr kurze Dauer akzeptiert. Andererseits werden längere Dauern pathologisiert und bei Erfüllung bestimmter Kriterien als psychische Störung klassifiziert.

Aus den verschiedenen Beiträgen wurde ersichtlich, dass durch die Individualisierung und kulturelle, aber auch religiöse Ausdifferenzierungen bislang gültige formelle und informelle Regeln und Rituale an Prägestärke und Verbindlichkeit eingebüßt haben. Dadurch sind weitgehende allgemeine Normen immer schwerer aufrechtzuerhalten. Auch am Lebensende erfolgt eine Ausdifferenzierung und Individualisierung von Verhaltensformen.

Daher sind künftig weitere Ausdifferenzierungen der Zeitlichkeiten und damit einhergehend eine weitere Zunahme der Inkompatibilitäten und der Konflikte zu erwarten. Solche Konflikte werden sich nur dann lindern lassen, wenn die Spielräume für Flexibilität erweitert werden.

Literatur

Gronemeyer, Marianne (2005): Sterbeorte. Vortrag auf der Tagung „Das Sterben in die Mitte holen“, 11. November 2005 in Köln. <https://www.imew.de/de/barrierefreie-volltexte-1/volltexte/sterbeorte> Zugriff 01.02.2025.

Jurczyk, Karin / Mückenberger, Ulrich (Hrsg.) (2020): Selbstbestimmte Optionszeiten im Erwerbsverlauf. Forschungsprojekt im „Fördernetzwerk Interdisziplinäre Sozialpolitikforschung“ (FIS). München/Bremen. Abschlussbericht https://www.fis-netzwerk.de/fileadmin/fis-netzwerk/Optionszeiten_Abschlussbericht_DJIBroschuere_Endg.pdf

*Dietrich Henckel
Vorstand DGfZP,*

*Prof. i. R. Stadt- und Regionalökonomie,
Institut für Stadt- und Regionalplanung TU Berlin*

Zeitlichkeiten am Lebensende – Leseliste

Auch wenn immer wieder von der Tabuisierung von Sterben und Tod gesprochen wird, gibt es eine unübersehbare Literatur zum Thema – wissenschaftliche Untersuchungen, Essays, Erfahrungsberichte, Belletristik, vermehrt auch Kinderbücher. Selbstverständlich spielt das Thema in Filmen – Dokumentationen, Spielfilmen –, in Radiosendungen und in Blogs eine wichtige Rolle.

Die folgende Literaturliste ist aus der eigenen Beschäftigung mit dem Thema, der Vorbereitung der Tagung und des vorliegenden Heftes entstanden. Sie ist als Anregung für Personen gedacht, die sich weiter und intensiver mit dem Thema auseinandersetzen möchten. Zwangsläufig ist sie selektiv und subjektiv.

- Adichie, Chimamanda Ngozi (2021): **Trauer ist das Glück, geliebt zu haben**. Frankfurt/M. (S. Fischer).
- Améry, Jean (1971): **Über das Altern. Revolte und Resignation**. Stuttgart (Klett, Versuche 13).
- Ardelius, Lars / Jersild, P. C. (1994): **Gedanken über den Tod**. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Ariés, Philippe (1999): **Geschichte des Todes**. München (dtv).
- Arnim, Gabriele von (2023/2015): **Das Leben ist ein vorübergehender Zustand**. Reinbek (Rowohlt).
- Barnes, Julian (2006/2014): **Lebensstufen**. München (btb).
- Borasio, Gian Domenico (2013): **Über das Sterben**. Was wir wissen. Was wir tun können. Wie wir uns darauf einstellen. München (C. H. Beck):
- Bovenschen (2008): **Älter werden**. Frankfurt/M. (Fischer).
- Caduff, Corina / Afzali, Minou / Müller, Francis / Soom Ammann, Eva (Hrsg.): **Kontext Sterben**. Institutionen – Strukturen – Beteiligte, Zürich 2022 (Scheidegger & Spiess).
- Cicero (1949): **Vom Alter, von der Freundschaft und vom höchsten Gut und Übel**. Zürich (Rascher).
- Coenen, E. (2020): **Zeitregime des Bestattens**. Thanato-, kultur- und arbeitssoziologische Beobachtungen (Besprechung). In: Benkel und Meitzler (Hrsg.): *Jahrbuch für Tod und Gesellschaft 2023*, Weinheim Basel, 159-160.
- Elias, Norbert (1982): **Über die Einsamkeit des Sterbenden**. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Eribon, Didier (2024): **Eine Arbeiterin. Leben, Alter und Sterben**. Berlin (Suhrkamp).
- Feldmann, Klaus (2004): **Tod und Gesellschaft**. Sozialwissenschaftliche Thanatologie im Überblick. Wiesbaden (VS Verlage für Sozialwissenschaften) (2. bearb. Auflage 2010).
- Gockel, Mathias (2020): **Sterbehilfe. 33 Fragen – 33 Antworten**. München (Piper).
- Gockel, Matthias (2019): **Sterben. Warum wir einen neuen Umgang mit dem Tod brauchen**. Berlin/München (Berlin Verlag).
- Gronemeyer, Marianne (2005): **Sterbeorte**. Vortrag auf der Tagung „Das Sterben in die Mitte holen“, 11. November 2005 in Köln. <https://www.imew.de/de/barrierefreie-volltexte-1/volltexte/sterbeorte> Zugriff 01.02.2025.
- Gronemeyer, Marianne (1993/1996): **Das Leben als letzte Gelegenheit**. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit. Darmstadt (Primus).
- Heidenreich, Elke (2024): **Altern**. Berlin (Hanser).
- Kinsley, Michael (2008): **Mine Is Longer Than Yours**. In: *New Yorker* https://www.newyorker.com/magazine/2008/04/07/mine-is-longer-than-yours?utm_source=nl&utm_brand=tny&utm_mailing=TNYSundayArchive_061224&utm_campaign=aud-dev&utm_medium=email&bxid=5be9eb9c2ddf9c72dc7ea751&cndid=42309081&hasha=5f8acafcb634ad1d21a9374e3afe1572&hashb=aa7942f05dafbc2afa1a0477b78018327877991b&hashc=4677a7b52f3aded92cc5361bf5db24d56c044ee7d09c63c62341f1d68c033eb5&esrc=article-newsletter&mbid=mbid%3DCRMNYR012019&utm_term=TNYSundayArchive
- Klinger, Cornelia (2009): **Perspektiven des Todes in der modernen Gesellschaft**. Wien/Köln (Böhlau).
- Klug, Johanna (2022): **Liebe den ersten Tag des Rests deines Lebens**. München (Gräfe und Unzer).
- Lewina, Katja (2024): **Was ist schon für immer**. Vom Leben mit der Endlichkeit. Köln (DuMont).
- Lévinas, Emmanuel (1996): **Gott, der Tod und die Zeit**. Wien (Edition Passagen 43).

- Muscheler, Karlheinz (2024): **Das Recht des Todes**. Grundlegung einer juristischen Thanatologie. Berlin (Duncker & Humblot).
- Patrick Nehls: **Man weiß ja nie...** Über: T. Benkel / M. Meitzler (Hg.) (2021): Wissenssoziologie des Todes. In: Jahrbuch Tod und Gesellschaft 2022, 217-219.
- Ostaseski, Frank (2017): **Die fünf Einladungen**. Was wir vom Tod lernen können, um erfüllt zu leben. München (Knaur).
- Peuten, Sarah (2023): **Todesverdrängung und Einsamkeit der Sterbenden**. Relativierung, Aktualisierung, Kontextualisierung. Über: M. Meitzler (2021): Norbert Elias und der Tod. Eine empirische Überprüfung. In: Jahrbuch für Tod und Gesellschaft 2023, S. 195-197.
- Radisch, Iris (2015/2020): **Die letzten Dinge**. Lebensendgespräche. Reinbeck (rororo).
- Reuter, Wilfried (2013): **Der Tod ist ganz ungefährlich**. Buddhistische Hilfen im Umgang mit Alter, Krankheit, Tod. Uttenbühl (Jhana).
- Sacks, Oliver (2015/2018): **Dankbarkeit**. Reinbek (Rowohlt).
- Simon, Karin (2023): **Vom Bleiben war nie die Rede**. Eine Sterbeamme erzählt vom großen Abschied und wie er ohne Angst gut gelingt. München (Knaur).
- Simons, Martin (2019): **Jetzt noch nicht, aber irgendwann schon**. Berlin (Aufbau).
- Spiegel, Mirco (2023): **Visionen ewigen Lebens – aber wo ist der Transhumanismus?** Über: Willmann, T. / El Maleq, A. (2022): Sterben 2.0. (Trans-)Humanistische Perspektiven zwischen Cyberspace, Mind Uploading und Kryonik. In: Jahrbuch für Tod und Gesellschaft 2023, 204-207.
- De Ridder, Michael (2017): **Abschied vom Leben**. Von der Patientenverfügung bis zur Palliativmedizin. Ein Leitfaden. München (Panthéon).
- Vierегge, C. Juliane (2019): **Lass uns über den Tod reden**. Berlin (Links).
- Vogt, Fabian (2019): **100 Dinge, die du nach dem Tod auf keinen Fall versäumen solltest**. Der kleine Reiseführer durch das Jenseits. (bene).
- Wils, Jean-Pierre (1970): **Die ungeheure Geschwätzigkeit des Todes**. Literaturessay zur Thanatosoziologie. Soziopolis: Gesellschaft beobachten. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ss0ar-82048-3>
- Wittmann, Marc / Dietrich, Solveig / Schmidt, Stefan / Vollmer, Tanja (2020): **Zeiterleben und Umgang mit Zeit bei Patienten der Onkologie und in der Palliativmedizin**. In: Ewald, H.; Vogeley, K.; Voltz, R. (Hrsg.): Palliativ & Zeiterleben. Stuttgart (Kohlhammer), 108–129.
- Yalom, Irvin D. (2008): **In die Sonne schauen: Wie man die Angst vor dem Tod überwindet**. Gebundene Ausgabe. München (btb).
- Wittwer, Héctor / Schäfer, Daniel / Fewer, Andreas (Hrsg.) (2020): **Handbuch Sterben und Tod**. Geschichte – Theorie – Ethik. 2. Auflage. Berlin (Metzler/Springer Nature).

KINDERBÜCHER

- Doughty, Caitlin (2020): **Was passiert, wenn ich tot bin?** Große Fragen kleiner Sterblicher über den Tod. München (C.H. Beck).
- Erlbruch, Wolf (2007): **Ente, Tod und Tulpe**. München (Kunstmann).
- Fried, Amelie / Gleich, Jacky (1997): **Hat Opa einen Anzug an?** München (Hanser).
- von der Gathen, Katharina / Kuhl, Anke (2023): **Radieschen von unten: Das Buch vom Tod für neugierige Kinder**. Leipzig (Klett Kinderbuch).
- Köhler, Karen (2024): **Himmelwärts**. München (Hanser).
- Schroeter-Rupieper, Mechthild / Sönnichsen, Imke (2020): **Geht Sterben wieder vorbei?** Antworten auf Kinderfragen zu Tod und Trauer. Stuttgart (Gabriel Verlag).
- Stalfelt, Pernilla (2017): **Und was kommt dann?** Das Kinderbuch vom Tod. Frankfurt/M. (Moritz Verlag).
- Velthuijs, Max (2015): **„Was ist das?“, fragt der Frosch**. Frankfurt/M. (Sauerländer).
- Wild, Margaret; Brooks, Ron (1997): **Das Licht in den Blättern**. Frankfurt/M. (Moritz).

Dietrich Henckel



Schader Stiftung

Deutsche
Gesellschaft für
Zeitpolitik

DGfZP

Evangelische Hochschule
Darmstadt
University of Applied Sciences



IZGS

Institut für Zukunftsfragen der Gesundheits-
und Sozialwirtschaft der EHD

Tagung

Engagement braucht Zeit – Gesellschaft braucht Engagement

21. & 22. November 2025

Schader-Forum, Goethestraße 2,

Zeitpolitik für das Engagement

Viele zeitpolitische Fragen bezüglich des zivilgesellschaftlichen Engagements sollen auf der Tagung intensiv diskutiert werden:

- Welche Zeittaktgeberrolle spielen Politik, Arbeitgeber*innen oder die Wirtschaft und wer bestimmt über das Ausmaß individuell verfügbarer Zeit?
- Wie wird auf Zeitbudgets im individuellen Lebensverlauf politisch Einfluss genommen?
- Wie bilden Menschen ihre Zeitpräferenzen?
- Wie kommt es, dass zivilgesellschaftliches Engagement je nach Einsatzgebiet unterschiedlich bewertet und rechtlich verankert wird?
- Benötigt unsere Gesellschaft mehr zeitaufwändige zivilgesellschaftliche Partizipation und somit mehr Zeit für Engagement?
- Lässt sich mit zeitpolitischen Maßnahmen der Nutzen des Engagements für Gemeinwohl und sozialen Zusammenhalt stärken?
- Welche Rolle spielen Einkommen, Bildung und Migrationshintergrund für den Zugang zu zivilgesellschaftlichem Engagement?

Die Tagung

Neben Fachleuten aus Wissenschaft und Zivilgesellschaft kommen Menschen zu Wort, die sich in unterschiedlichen Feldern engagieren. Sie berichten von ihrem freiwilligen Einsatz und reflektieren die darin zutage tretenden zeitlichen und zeitpolitischen Implikationen. Inhaltlich schließt die Tagung an das Konventsthemata der Schader-Stiftung 2025 an: „Timing. Weil nicht alles seine Zeit hat“.

Die vier Kooperationspartner der Veranstaltung freuen sich über Interessierte aus Wissenschaft und Praxis, die sich Zeit nehmen wollen, um mit uns über zeitpolitischen Fragen beim zivilgesellschaftlichen Engagement zu diskutieren.

Bitte melden Sie sich an über:

www.schader-stiftung.de/zeit-engagement

Etwa 29 Millionen Menschen sind aktuell in Deutschland zivilgesellschaftlich engagiert. In Initiativen, Vereinen, Organisationen oder privaten Netzwerken stellen sie etwas Kostbares zur Verfügung: einen Teil ihrer Lebenszeit.

Zeit für Gesellschaft und Demokratie

Für Gesellschaft und Demokratie ist freiwilliges Engagement elementar:

So stärkt der Einsatz für die örtliche Tafel oder der ehrenamtlich organisierte Fahrdienst im ländlichen Raum die Daseinsvorsorge. Mitarbeit in Vereinen und Hilfsangebote für Geflüchtete fördern den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Bürgerinitiativen, digitales Engagement im Netz für Petitionen oder das Mitwirken in NGOs und Parteien tragen zur politischen Vielfalt und demokratischen Willensbildung bei.

Engagement und Zeitkonflikte

Engagierte Bürger*innen erleben Selbstwirksamkeit, Gemeinschaft und Sinnstiftung. Oft aber werden Zeitkonflikte als Hinderungsgrund für freiwilliges Engagement genannt, etwa Unvereinbarkeiten mit der Arbeitszeit oder den Stunden- und Lehrplänen an Schulen und Hochschulen. Teilweise können sich Menschen zivilgesellschaftliches Engagement finanziell nicht leisten. Teilweise schließen persönliche Zeitnutzungspräferenzen zivilgesellschaftliches Engagement aus, weil andere Zeitverwendungen favorisiert werden.

Insofern basiert zivilgesellschaftliches Engagement auf einer Entscheidung, wofür verfügbare Zeit genutzt werden soll. *Zeit für* das eine und *keine Zeit für* etwas anderes zu haben, ist Ergebnis sowohl von persönlichen Abwägungen als auch von Aushandlungsprozessen mit anderen Instanzen, zum Beispiel dem Arbeitgeber.



Schader Stiftung

Deutsche
Gesellschaft für
Zeitpolitik

DGfZP

Evangelische Hochschule
Darmstadt

University of Applied Sciences



IZGS

Institut für Zukunftsfragen der Gesundheits-
und Sozialwirtschaft der EHD

Programm - Freitag, 21. November 2025

13:00 Uhr	Ankommen
13:30 Uhr	Einführung <i>Dr. Kirsten Mensch</i> , Schader-Stiftung <i>Prof. Dr. Dietrich Henckel</i> , Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik (DGfZP) <i>Prof. Dr. Uwe Becker</i> , Evangelische Hochschule Darmstadt <i>Prof. Dr. Michael Vilain</i> , Institut für Zukunftsfragen der Gesundheits- und Sozialwirtschaft (IZGS), Evangelische Hochschule Darmstadt
14:00 Uhr	Zeit für zivilgesellschaftliches Engagement – empirische Grundlagen und normative Implikationen <i>Dr. Karin Jurczyk</i> , Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik (DGfZP) <i>Prof. Dr. Ulrich Mückenberger</i> , Universität Bremen
14:30 Uhr	Diskussion
15:00 Uhr	Pause
15:30 Uhr	Zeit für Erfahrungen: Engagierte berichten über ihre Erfahrungen aus verschiedenen Engagementfeldern
17:00 Uhr	Pause
17:30 Uhr	Zeitpolitische Implikationen aus den Erfahrungsberichten Fish-Bowl-Diskussion
18.30 Uhr	Abendvortrag: Gemeinwesen braucht Engagement - eine zeitpolitische Spurensuche <i>Prof. Dr. Jana Friedrichsen</i> , Professur für Wirtschaftsethik, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel
19:30 Uhr	Get together

Veranstaltungsort
Schader-Campus
Goethestraße 2
64285 Darmstadt

Hinweise zur Barrierefreiheit
finden Sie [hier](#).

Anreise
Hinweise zur Anreise finden Sie [hier](#).

Hinweise zur Buchung des
DB-Veranstaltungstickets finden
Sie [hier](#).

Anmeldungen
Die Teilnahme an den Veran-
staltungen ist kostenlos. Die
Teilnehmendenzahl ist begrenzt.
Sie erhalten eine Anmeldebestäti-
gung per E-Mail.

Programmverantwortung
Prof. Dr. Uwe Becker,
Deutsche Gesellschaft für
Zeitpolitik
Prof. Dr. Michael Vilain,
Evangelische Hochschule
Darmstadt
Dr. Kirsten Mensch,
Schader-Stiftung

Schader-Stiftung
Goethestraße 2
64285 Darmstadt
Telefon: 06151/17 59-0
kontakt@schader-stiftung.de
www.schader-stiftung.de



Schader Stiftung

Deutsche
Gesellschaft für
Zeitpolitik

DGfZP

Evangelische Hochschule
Darmstadt
University of Applied Sciences



IZGS

Institut für Zukunftsfragen der Gesundheits-
und Sozialwirtschaft der EHD

Samstag, 22. November 2025

9:00 Uhr	Ankommen
9:15 Uhr	Zeitpolitischer Auftakt <i>Prof. (apl.) Dr. Fritz Reheis, Otto-Friedrich-Universität Bamberg</i> <i>Prof. Dr. Ulrich Mückenberger, Universität Bremen</i>
9:45 Uhr	Wenn sich die kommunale Verwaltung und Bürger*innen Zeit nehmen: Das Beispiel Herzberg mit seinen projektorientierten Bürgerräten <i>Stephanie Kuntze, Stadt Herzberg (Elster)</i>
10:15 Uhr	Diskussion
10:30 Uhr	Zeit für was? Wer engagiert sich wo, warum und wie lange? <i>Prof. Dr. Michael Vilain, Institut für Zukunftsfragen der Gesundheits- und Sozialwirtschaft (IZGS), Evangelische Hochschule Darmstadt</i>
11:00 Uhr	Diskussion
11:15 Uhr	Pause
11:45 Uhr	Ein Recht auf Zeit für Engagement <i>Dr. Karin Jurczyk, Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik (DGfZP)</i>
12:00 Uhr	Zeitpolitische Tagungsfrüchte <i>Dr. Benedict Schöning, Universität Duisburg-Essen</i> <i>Jenna Reibold, Leiterin Diakonie Darmstadt-Dieburg</i>
12:30 Uhr	Welche zeitpolitischen Maßnahmen brauchen wir? Wer muss aktiv werden? Fish-Bowl-Diskussion
13:15 Uhr	Schlusswort <i>Dr. Kirsten Mensch, Schader-Stiftung</i>
14:00 Uhr	Mitgliederversammlung der DGfZP

Veranstaltungsort
Schader-Campus
Goethestraße 2
64285 Darmstadt

Hinweise zur Barrierefreiheit
finden Sie [hier](#).

Anreise
Hinweise zur Anreise finden Sie
[hier](#).

Hinweise zur Buchung des
DB-Veranstaltungstickets finden
Sie [hier](#).

Anmeldungen
Die Teilnahme an den Veran-
staltungen ist kostenlos. Die
Teilnehmendenzahl ist begrenzt.
Sie erhalten eine Anmeldebestäti-
gung per E-Mail.

Programmverantwortung
Prof. Dr. Uwe Becker,
Deutsche Gesellschaft für
Zeitpolitik
Prof. Dr. Michael Vilain,
Evangelische Hochschule
Darmstadt
Dr. Kirsten Mensch,
Schader-Stiftung

Schader-Stiftung
Goethestraße 2
64285 Darmstadt
Telefon: 06151/17 59-0
kontakt@schader-stiftung.de
www.schader-stiftung.de

Aus der DGfZP

DIETRICH HENCKEL

Time and Wellbeing in Europe's Digital Age

Tagungsbericht

Symposium des Projekts TIMED im Rahmen von Chanse Europe am 08.05.2025 im Departement für Psychologie der Universität Fribourg, Schweiz.

Das Projekt TIMED (TIME experience in Europe's Digital age) – ein Verbund von sieben europäischen Forschergruppen (Deutschland, Polen, Schweiz, Spanien, Tschechien und Vereinigtes Königreich), finanziert von nationalen Forschungsagenturen, aber unter dem Dach von Chanse (<https://chanse.org/about-chanse/>) – untersucht in einem kulturübergreifenden Vergleich innerhalb Europas, wie und warum die Wahrnehmung, Nutzung und Aufteilung von Zeit durch das individuelle Ausmaß der Digitalisierung und durch kulturelle Normen beeinflusst werden und welche Folgen für die Lebensqualität daraus resultieren. Im Rahmen der verschiedenen Projekte werden Interviews, Online-Befragungen, psychophysiologische Aufzeichnungen und Echtzeit-Verhaltensanalysen durchgeführt (<https://www.timed-europe.net/>).

Die Medien sind voll von vermuteten, befürchteten und erhofften Wirkungen der Digitalisierung auf die Zeitverwendung, die Zeitwahrnehmung und das Wohlbefinden. Sehr häufig werden einzelne Beobachtungen und Fallberichte verallgemeinert. Wie nicht unüblich, wenn neue Techniken diffundieren und großes Veränderungspotential absehbar ist, stehen sich große Befürchtungen und große Hoffnungen gegenüber. Das lässt sich – wie in dem Workshop mehrfach angesprochen – gerade auch bei Techniken der Informationsspeicherung und -weitergabe und der Kommunikation beobachten: Buchdruck, Telefon, Radio, Fernsehen und nun die sozialen Medien wurden als Beispiele genannt, wo sich „Technikpanik“ und „Technikeuphorie“ gegenüberstehen – je nach Perspektive der Betrachter. Es liegt in der Natur der Sache, dass in der Anfangszeit der Diffusion neuer und umwälzender Techniken keine empirischen Ergebnisse über Nutzen, Schäden, positive und negative Nebenwirkungen vorliegen (können). Das Projekt TIMED hat sich nun auf den Weg gemacht, im europäischen Vergleich eine empirische Basis für die Folgen der Digitalisierung auf Zeitverwendung, Zeitwahrnehmung und zeitliches Wohlbefinden zu schaffen.

Am 08.05.2025 fand in Fribourg am Psychologischen Institut der Universität ein vom Projektverbund organisierter Workshop mit internationalen Referentinnen und Referenten statt, um externe Expertise einzubinden und um im weiteren Verlauf des Projekts die eigenen Ergebnisse daran zu spiegeln, Lücken zu identifizieren und Anregungen für die Frage der praktischen Verwertung der Ergebnisse zu bekommen.

Den Auftakt machte *Devina Sarwatay* von der City St. George's University of London mit ihrem Beitrag „Die Auseinandersetzung von Zeit für die Online-Beteiligung: Sozialisierung und Wohlbefinden junger Menschen in den sozialen Medien“. Dabei ging es um den schwierigen Balanceakt zwischen den Wünschen der Jugendlichen nach Selbstbestimmung und den Vorgaben der Erwachsenen, um die Risiken und Gefahren (Sucht, unerwünschte Inhalte, gesundheitliche Probleme), die Rolle der Erwachsenen und die Notwendigkeit einer Alphabetisierung für die Nutzung sozialer Medien. Themen, die in unterschiedlichen Variationen im Laufe des Workshops wieder auftauchten.

Theorie und Empirie der Wahrnehmung des Vergehens von Zeit waren das Thema des Beitrags von *Sylvie Droit Volet* von der Universität Clermont-Ferrand. Zentral waren die Befunde, dass die Wahrnehmung des Vergehens von Zeit in starkem Maße kontextabhängig und von den eigenen Gefühlen und der Körperwahrnehmung abhängig ist.

In ihrem Beitrag „Soziale „Medien und die Online Welt – die realen Kosten für junge Leute“ zeichnete die Schulleiterin *Emma Mills* aus dem Vereinigten Königreich ein sehr düsteres Bild aus dem Schulalltag mit Mobbing.

Digitale Hygiene als ein Kernelement für die Aufrechterhaltung der Gesundheit war das Thema der Vizepräsidentin des Digital Citizenship Instituts in Polen, *Marta Pucilowska-Schielman*. Dieses Institut ist einmalig in seiner Art in Europa. Durch Informationsmaterial, Schulungen etc. soll die Selbstermächtigung gefördert und die Prävention vorangetrieben werden. Es geht um community building und die Schulung von Aktivisten, Ausbildern, Lehrern u. a., um Desinformationen zu begegnen und die Resilienz von Organisationen und Personen zu stärken.

Marieke Vanden Abeele von der Universität Gent ging in ihrem Beitrag „Disconnect to reconnect“ ausführlich auf die Uneindeutigkeit von Forschungsbefunden ein. Sie machte vor allem geltend, dass die in der Diskussion mehrfach vorgebrachten Aussagen, Algorithmen in den sozialen Medien würden durch die Art ihrer Programmierung das psycho-physiologische Belohnungssystem anregen, so dass Sucht ausgelöst werden könne, bisher nicht ausreichend belegt seien. Ihr Plädoyer zielte darauf, die Ambivalenzen in den Blick zu nehmen und betonte die Notwendigkeit, empirisch belastbare Befunde der Debatte zugrunde zu legen.

Die Weiterentwicklung von Techniken und die Rolle von KI (künstliche Intelligenz – AI artificial intelligence) wurden vorgestellt von *Diana Affi*, einer Entwicklungsingenieurin bei der Google Maps Plattform. Betitelt war der Vortrag mit „Mehr Zeit erschließen durch KI - unterstützte Google Produkte“. Es handelte sich um einen intensiven Blick in die Entwicklungswerkstatt eines großen Digitalkonzerns, bei dem die Geschwindigkeit und das weitreichende Ausmaß der Entwicklung, das rasante Rationalisierungspotential, die Frage des Trainings von KI und die Rolle der Algorithmen angesprochen wurden. Das Publikum reagierte eher skeptisch auf die Versicherung, dass man auch diese Risiken im Blick habe und durch entsprechende Maßnahmen einfangen werde.

Zwei Beiträge beschäftigten sich mit Fragen politischer Einflussnahme. *Dietrich Henckel* von der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik gab einen Einblick in die zeitpolitischen Aktivitäten der DGfZP und machte deutlich, welche dicke Bretter zu bohren sind, um zeitpolitischen Forderungen politisch Gehör zu verschaffen und sie in praktisch wirksame Aktionen zu überführen.

Peter Whitehead, ein Berater von Public First aus Großbritannien, breitete in seinem Vortrag Handreichungen für politische Kampagnen aus, die er ironisch „ein zynisches Handbuch für die politische Praxis“ nannte. Er machte unter anderem deutlich, wie wichtig es ist, das eigene Ziel sehr klar formulieren zu können, es in das knappe Zeitbudget und die (eigenen) zentralen Anliegen von politischen Akteuren einzupassen sowie Verbündete zu finden und eine zusammenhängende Geschichte zu erzählen. Wenn diese Komponenten nicht stark wären und nicht gut zusammenpassten, wären die Chancen für eine politische Einflussnahme gering.

Stichworte, die sich durch die Beiträge zogen und immer wieder unter verschiedenen Perspektiven beleuchtet wurden waren: Sucht und Selbstbestimmung, gesundheitliche Prävention, insbesondere für Kinder und Jugendliche, technische Weiterentwicklung, die Ambivalenz von (wahrgenommenem) Nutzen und (wahrgenommenen) Schäden, von Dabeisein und sich Ausklinken, die Notwendigkeit und die Chancen und Risiken von Einhegung, Regulierung, also politischer Steuerung.

Die Tagung spannte einen weiten Bogen zwischen Theorie, empirischer Grundlagenforschung mit bislang noch sehr ambivalenten Ergebnissen, der alltagspraktischen Erfahrung der Nutzung sozialer Medien und ihrer Folgen, insbesondere unter Jugendlichen, der daraus abgeleiteten Notwendigkeit der (präventiven) Einhegung negativer Folgen und den prinzipiellen Möglichkeiten, zeitliche Anliegen politikfähig zu machen.

Eine zentrale Veröffentlichung aus dem Projekt TimED:

Cernohorsky, Vanda et al. (2025): How digital technology can steal your time. In: Computers in Human Behavior 169 (2025) 108680, <https://doi.org/10.1016/j.chb.2025.108680>
<https://www.sciencedirect.com/science/article/pii/S074756322500127X>

Who Is Who? Mitglieder der DGfZP stellen sich vor

Das Zeitpolitische Magazin möchte dazu beitragen, die persönliche Vernetzung und die inhaltliche Zusammenarbeit zwischen den Mitgliedern der DGfZP zu stärken. An dieser Stelle bieten wir daher die Gelegenheit für Personen und Institutionen, die Mitglied in der DGfZP sind, sich in Form von Kurzporträts den Leserinnen und Lesern vorzustellen.

Susanne Schroeder

Meine Erstbegegnung mit Zeitfragen fand im Alter von ungefähr 15 Jahren bei der Lektüre des ZAUBERBERG von Thomas Mann statt. Die ausgefeilte Zeitstruktur dieses Buches wurde mir sicher nicht sofort einsichtig, aber fortan hatte ich ein Augenmerk auf Texte, die Zeitgeschichte in Lebensgeschichte und Lebensgeschichte in Zeitgeschichte übersetzen. (Immer mal wieder las ich diese 1000 Seiten und komme gerade momentan zu der Überzeugung, dass selten die gegenwärtige Situation so treffend beschrieben worden ist wie in dem Kapitel „Die große Gereiztheit“).

Während meines Philosophiestudiums konzentrierte ich mich daher auf Fragen von „Sein und Zeit“ und in der Folge auf phänomenologische und existenzphilosophische Arbeiten von Martin Heidegger und Edmund Husserl. Danach war mir klar:

- Zeit hilft uns, Erlebnisse zu ordnen, Erinnerungen zu bewahren und Ziele zu planen.
- Wir sind Wesen, die auf ihre Endlichkeit zulaufen – und gerade das macht Sinn, Handlung und Verantwortung möglich.
- Wenn du über deine Zeit nachdenkst, wirst du dir bewusst, was dir wirklich wichtig ist.



- Unsere Wahrnehmung von Zeit ist subjektiv – eine Stunde kann wie ein Wimpernschlag oder wie eine Ewigkeit wirken.
- Zeit ist also weit mehr als Minuten auf der Uhr – sie ist die Bühne, auf der unser Leben spielt. Sie ist vertraut und gleichzeitig geheimnisvoll.

Über die Beschäftigung mit theoretischen Fragen der Zeit hinaus habe ich immer wieder praxisorientierte Gespräche zu verschiedenen Fragen der Zeitgestaltung moderiert. Dabei war es für die Teilnehmenden oft erstaunlich zu entdecken, wie häufig ihre zeitli-

chen Bedrängnisse aus unbewusst gefällten Entscheidungen resultieren. Mir selbst erscheint die Zeit inzwischen immer seltener als Bedrängung oder Problem. Sie ist eher, wie mir ein Bäcker mal beschrieb, eine „Ermöglicherin“. Besonders augenfällig wird das immer bei der Essenszubereitung, beim Übergang „vom Rohen zum Gekochten“. Dafür nehme ich mir gerne viel Zeit – und nun auch für die Schriftleitung des Zeitpolitischen Magazins. Melden Sie sich bei mir, wenn Sie Kritik oder Anregungen haben – ich freue mich auf den Austausch mit Ihnen, den Leserinnen und Lesern!

Sie sind noch nicht Mitglied der DGfZP?

So können Sie Mitglied werden:

Das Antragsformular finden Sie auf www.zeitpolitik.org.

Oder senden Sie Ihre Anmeldung per Post an die Geschäftsstelle der DGfZP:

Prof. Dr. Dietrich Henckel | Holsteiner Ufer 28 | 10557 Berlin

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 75,00 €, ermäßigt 40,00 €.

Er ist zu überweisen auf das Konto Zeitpolitik e.V. bei der Postbank Berlin,

IBAN: DE 83 1001 0010 0533 0481 05 · BIC: PBNKDEFF

Die DGfZP ist als Gemeinnütziger Verein anerkannt.

JÜRGEN KLUNKER

Zeit der Musik

Anfangsgedanken

Kürzlich, bei einer Geburtstagsfeier, wurde ein Rilke-Gedicht über die Musik zitiert, aus dem mir ein Satz lebhaft in Erinnerung geblieben ist: „*Du Zeit, die senkrecht steht auf der Richtung vergehender Herzen.*“ Rilke meint die Zeit der Musik.

Für mich als Physiker ist es eigentlich klar: Zeit ist ein-dimensional und gerichtet. Vorwärts, es gibt kein Zurück. Und kein Links oder Rechts, Oben und Unten. Die Zeit ist wie ein Pfeil, der Pfeil ist geradezu das Symbol der Zeit. Und der Pfeil steht nicht senkrecht, sondern zeigt nach vorne.

Aber es gibt viele Abläufe in der Natur, die *nicht linear sind, sondern periodisch auftreten*, wie die Jahreszeiten oder die Tag- und Nachtwechsel oder Ebbe und Flut. Das sind alles *zyklische Vorgänge*, die von astronomischen Bedingungen herrühren. Es gibt auch biologische Ereignisse, die immer wieder auftreten, zum Beispiel unser Herzschlag oder die Atmung oder auch der völlig unrythmische Wimpernschlag, wir sind umgeben von Vorgängen, die nach ihrer eigenen Zeit ablaufen und an die wir uns gewöhnt haben, ja, die unser tägliches Leben prägen.

Und nun Rilke, mit seiner Hymne AN DIE MUSIK. Er spricht eine Zeit an, die Zeit der Musik, die senkrecht stehe auf der Richtung der vergehenden Herzen. Die „Richtung der vergehenden Herzen“ ist offenbar diejenige, die wir als die *lineare Richtung der Zeit* verstehen, die *Richtung der Vergänglichkeit, nicht nur der Herzen, sondern aller Dinge, allen Lebens, auch unseres Lebens. Und senkrecht dazu stehe die Zeit, die in der Musik vergeht.* Eine Metapher, die mich fasziniert. Es gibt also, folgt man Rainer Maria Rilke, eine Zeit, die zur Musik gehört, die Musik hat eine eigene Zeit, die anders verläuft als die gewohnte Zeit, die Zeit der tickenden Uhr. Sie steht senkrecht auf der Zeit vergehender Herzen. Das ist ein starkes Bild, denn etwas, das senkrecht steht, unterscheidet sich deutlich von der Grundlage, der Geraden, zu der die neue Richtung senkrecht steht. Die Zeit der Musik hat einen anderen Charakter, sie gleicht nicht dem unabänderlichen Pfeil der vergehenden Zeit. Sie verwendet eine andere Dimension. Die Zeit der Musik vergeht auch, aber in einem anderen Maß. *Sie vergeht ja nicht wirklich, die Musik kann immer wieder neu erzeugt und gespielt werden.* Und ihre Zeit beginnt immer wieder von Neuem. Die Zeit der Musik hat einen Takt, sie macht Pausen, sie



Foto: MH / pixabay.com

atmet, es ist so, als ob die vergängliche Zeit innehielte, solange die Musik ertönt.

Die Musik und ich

Dieser Gedanke lässt mich nicht mehr los, seit ich das Rilke-Gedicht gehört habe, und ich finde, es lohnt sich, etwas mehr darüber nachzudenken. Musik ist eine Menschen-Erfindung, die ganz besondere Eigenschaften hat.

Musik hat einen Rhythmus, hat eine Struktur, sie enthält Klänge, Melodien und ist mit Gefühlen erfüllt. Musik kann mitreißend sein, jubelnd und erhebend, sie fordert zum Tanz auf, man kann sie singen, sie kann auch traurig sein, schwermütig und klagend. *Musik löst Gefühle aus*, sie erzeugt eine unbestimmte Sehnsucht. Eine Sehnsucht nach mehr Musik? *Eine Sehnsucht nach einem anderen Leben?*

Mir geht Musik oft „unter die Haut“, ich lasse mich auf das Zuhören ein und verfolge den musikalischen Ablauf durch innerliches Mitsingen. Ich versuche, *mir vorzustellen, wie die nächsten Takte der Musik klingen könnten.* Dabei hilft mir natürlich mein *musikalisches Gedächtnis*, ich kenne viele Musikstücke sehr gut und kann sie tatsächlich mitsingen. Bei solchen Musikstücken wie der MONDSCHEN-SONATE von Beethoven, die ich im Schlaf kenne, macht es mir Freude, den Ablauf der Musik Takt für Takt zu verfolgen und „vorauszuhören“, was als nächstes kommen wird. Dieses Gefühl, mit der Musik mitzugehen, erzeugt in mir eine große Befriedigung, und ich kann mich deswegen auch sehr lange in eine Musik versenken. Die große C-Dur-Symphonie von Franz Schubert hat von einem Kenner das Attribut der „himmlischen Längen“ bekommen, was ich nur bestätigen kann. *Die strukturellen Bausteine der Musik mit ihren Variationen und Wiederholungen üben auf mich einen Sog aus, der das Gefühl erzeugt, es müsste*

immer so weiter gehen, die Musik sollte nie enden, obwohl alles auf ein Ende hin aufgebaut ist, die Musik türmt sich auf bis zu einem Höhepunkt, nach dem dann aber Schluss ist. Und doch bleibt die Sehnsucht nach einer Fortsetzung, gerade bei Schubert hat die Musik einen Charakter von Endlosigkeit. Und er selbst ist nur einunddreißig Jahre alt geworden.

Das Zeitgefühl der Menschen ist individuell und situationsbedingt sehr unterschiedlich. Wenn ich Musik höre, *verliere ich mein Zeitgefühl zwar nicht völlig, aber es wird überlagert von der Eigenzeit der Musik, ich höre in der Musik ihre Zeit und lasse mich davon einhüllen, so dass ich das Vergehen der Uhrzeit einfach vergesse.* Ich verfolge den Ablauf der Melodie, wie sie schnell oder langsam, schleppend oder beschleunigend, ritardando oder accelerando, vivace oder presto gespielt wird.

Ob man Gefühle mit Musik ausdrücken kann, darüber streiten sich die Experten. Jedenfalls kann Musik Gefühle auslösen, die dann aber häufig von der Musik ablenken, so dass musikalische Puristen jeden Einsatz von Gefühlen beim Spielen oder Hören von Musik verbieten. Ich persönlich kann und will meine Gefühle beim Hören von Musik nicht unterdrücken, zum Beispiel die Sehnsucht nach Liebe, die mich zum Träumen verführt, beim zweiten Satz des Klarinettenkonzerts von Mozart. Aber davon unabhängig und nicht durch Gefühle beeinträchtigt *höre ich die Eigenzeit der Musik, sie wird beim Hören meine eigene Zeit, ich kann sie körperlich spüren.*

Die Struktur der Musik

Die Zeit der Musik steht senkrecht auf dem Zeitstrahl, der unser Leben vorantreibt.

Musik läuft in der Zeit ab, sie hat eine zeitliche Struktur, sie ist nicht einfach da wie ein bildnerisches Kunstwerk. Sie ist zwar in einem Notenheft notiert, damit sie nicht in Vergessenheit gerät, aber sie wird erst lebendig, wenn man sie spielt. Wie ein literarischer Text, der erst, wenn er gelesen oder vorgelesen wird, zum Leben erwacht, ansonsten in seinem Buch oder auf seiner Papierseite „schläft“.

Die Musik ist nach Regeln aufgebaut. Vieles von dem, was etwa bei Bach aufgezeichnet ist, war einmal ein Tanz: eine Sarabande, eine Courante, eine Allemande, eine Gigue, ein Menuett. Später wurde die Sonatenform eingeführt, nach der sehr viel klassische Musik strukturiert ist: Exposition, Durchführung, Reprise, Coda. Im Mittelalter gab es einstimmige Gregorianische Gesänge, eine Art von linearer Musik; in jüngster Zeit wurde die Zwölftonmusik propagiert, nach der kein Ton wiederholt werden darf, solange nicht alle zwölf Töne der Tonleiter-Oktave gespielt

worden sind. Alles ist von Regeln bestimmt, die den zeitlichen Ablauf der Musik festlegen. *Der Rhythmus und die Festlegung der Tonfolge bleibt die Arbeit des Komponisten.*

Durch die musikalische Struktur wird die Eigenzeit der Musik fixiert, sie wird nachvollziehbar, interpretierbar. *Häufige Wiederholungen führen dazu, dass sich eine Melodie und ein Rhythmus einprägen.* Eine Komposition ist musikalisch strukturierte Zeit.

Wenn ich mich in eine Musik hineinhören will, dann muss ich vor allem den Rhythmus erfassen, denn der Rhythmus eines Musikstücks oder einer Melodie ist sozusagen der zeitliche Kern, das Skelett der Musik. Was ist Rhythmus in der Musik? Es ist die bestimmte und sich ständig wiederholende Abfolge von betonten und unbetonten Noten, Einzeltönen oder Akkorden. Der einfachste Rhythmus bei einem Dreiviertel- oder Viervierteltakt besteht zum Beispiel darin, dass immer der erste Ton oder Akkord des Taktes betont wird.

Die Eigenzeit der Musik drückt sich am deutlichsten im Rhythmus des Musikstücks aus. Der Rhythmus stellt die Eigenzeit der Musik dar als Gestalt, als Struktur, und ist deshalb zusammen mit der Melodie und der Häufigkeit ihrer Wiederholungen das Erkennungsmerkmal eines Musikstücks. Ein Beispiel: der bekannte Boléro von Ravel, der mit einem bloßen Trommelrhythmus beginnt, bevor dann die Flöte eine zarte Melodie über der sich wiederholenden Trommel ertönen lässt. Dieser Rhythmus wird dann immer weiter wiederholt, und die Musik rankt sich darum zu einem gewaltigen Klangbild empor. Der Hörer wird dabei allmählich in Trance versetzt. Erst nach der 168sten Wiederholung ändern sich die Tonart und die Melodie, so dass das Stück zu einem glanzvollen Abschluss kommt. Ravel hat hier exemplarisch vorgeführt, was der Rhythmus für die Musik bedeutet. Ursprünglich ist der Boléro für eine Tanzaufführung komponiert worden, was natürlich den elementaren Zusammenhang zwischen Rhythmus und Bewegung verdeutlicht hat. Aber auch ohne Tanz scheint *die Musik des Stücks ungeheuer dynamisch* zu sein, sie wirkt wie eine einzige, unaufhörliche Steigerung. Dabei bleiben der Rhythmus und das Tempo, also die Zahl der Takte pro Minute, absolut unverändert. Es gibt zwar eine dauernde *Steigerung der Lautstärke*, ein Crescendo, und der Orchesterklang wird durch *immer neue Instrumente, die einstimmen in die Musik, ständig verändert und verdichtet*, aber *die Melodie des Stücks wiederholt sich in Variationen und bleibt damit auf der Stelle.* Hier wird deutlich, dass *die Eigenzeit der Musik auch heißen kann, dass außer einem Kreisen um eine enge Mitte keine Bewegung stattfindet.*

Der Takt und die Musik

Wer als Kind Klavierstunde gehabt hat, kennt das Ding. Ein kleines lackiertes Kästchen steht auf dem Klavier und macht tak-tak-tak-tak, unerbittlich. Es gibt den Takt vor, oder besser, es gibt die Zeit vor, die der Klavierschüler hat, um einen Takt zu spielen. Zum Beispiel beim Viervierteltakt sind es vier Schläge, für jedes Viertel einen, und dazu gehört dann eine Angabe, wie viel Takte pro Minute zu spielen sind. Bei Übungsstücken steht diese Angabe über den Noten des Klavierstücks, bei manchen Kompositionen hat der Komponist das Tempo mit einer solchen Angabe festgelegt. Ob sich der Musiker oder die Musikerin daran halten, ist eine andere Frage. Wenn viele Musiker zusammenspielen, brauchen sie einen Dirigenten, der den Takt mit seinen Hand- oder Armbewegungen sichtbar macht.

In einem Popkonzert spielt der Takt auch eine große Rolle. Meistens werden die Bässe, die sich akustisch ohnehin durchsetzen, mit elektronischer Verstärkung so laut gespielt, dass sie physisch spürbar sind. Und die Taktfrequenz liegt über der Herzfrequenz, so dass „die Herzen schneller schlagen“, weil die Bässe schneller wummern.

Ein besonderes Kapitel ist der Dreivierteltakt, eine Wiener Erfindung, die eng mit dem Walzertanz verbunden ist. Ein Musikstück im Dreivierteltakt strahlt eine Beschwingtheit und eine Fröhlichkeit aus, die einen zum Tanz drängt und in einem das Gefühl des Drehens verursacht. Aber die Wiener Erfindung ist eigentlich gar keine: Wer genau hinhört, erkennt auch schon in der Matthäuspassion von Bach eine Aria im Dreivierteltakt, die eigentlich gar nichts Heiteres hat, aber doch etwas Vorwärtsdrängendes, Beschwingtes, was mit der Traurigkeit des Passionsgeschehens so gar nicht zusammenpasst. Kann es das geben, eine musikalische Eigenzeit im Dreivierteltakt? Sicherlich, das Drehen im Kreise ist damit sozusagen manifest verbunden. Die Zeitverhältnisse in einem Walzer sind ansonsten sehr konventionell; außer der Drehbewegung ist an einem Walzertakt nichts Besonderes.

In den Alpenländern gibt es einen speziellen Tanz, den Zwiefachen, bei dem der Takt nach bestimmten Regeln zwischen einem Zweier- und einem Dreiertakt wechselt. Das führt beim Hörer zu einem erstaunten Aufhorchen, was ist da los? Man kommt ins Stocken, wenn der Takt wechselt, aber nach einigen Wiederholungen gewöhnt man sich an diesen eigenartigen Rhythmus, so wie die Tänzer auch, die diesen Wechsel längst gewöhnt sind und keinesfalls ins Stolpern geraten deswegen.

Also: keine Musik ohne Takt!? Natürlich gibt es Ausnahmen, wie immer. John Cage hat ein Musikstück geschrieben, das ohne Takt auskommt, denn nur alle zweieinhalb

Jahre wird der Klang der Orgel in Halberstadt gewechselt. Das Musikstück dauert 639 Jahre. Aber auch in Halberstadt verläuft die Zeit der Musik senkrecht zur üblichen Zeit. In der Werbebroschüre steht: „Wer es hört, hat das Gefühl, ein kleines Stück Ewigkeit zu erfahren“.

Die Melodie – ein musikalisches Bild?

Kann ich Musik hören, wie ich ein Bild betrachte? Nein, denn *vor einem Bild kann ich stehen bleiben und jedes Detail so lange anschauen, wie ich will. In der Musik ist jedes Detail schon vorbei, sobald ich es wahrgenommen habe* (außer an der Orgel in Halberstadt). *Musik ist an die Zeit gebunden, die Abfolge von Tönen und Klängen kann nur im Lauf der Zeit erfolgen.* Man kann auch viele Töne auf einmal spielen, dann entsteht ein Cluster, der aber für sich genommen noch keine Musik darstellt.

Das Wiederholen einzelner Töne oder Klänge oder von Tonfolgen, also zum Beispiel von Melodien, ist ein wichtiges Prinzip der Musik, denn durch die Wiederholung prägt sich ein musikalischer Ablauf ein, und man erinnert sich daran, wenn er wieder ertönt. Ein musikalisch begabter Mensch kann dann sehr bald eine Melodie nachsingen, und auf diese Weise die zeitliche Struktur eines Musikstücks erfassen. Aber es ist eben nicht nur die zeitliche Struktur, die ein Musikstück ausmacht, sondern die Abfolge der Tonhöhen, die Zusammensetzung der Klänge aus vielen, gleichzeitig erklingenden Tönen und die Art der Wiederholung.

Die Musik – ein Programm?

Die Komponisten der Romantik haben angefangen, ihre *Musik mit außermusikalischen Themen zu verknüpfen*. Beethoven war einer der ersten mit seiner Symphonie „Pastorale“, deren einzelne Sätze Überschriften tragen wie „Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande“. Später hat sich der Name „Programmmusik“ für diese Kategorie durchgesetzt. Damit wird die Rolle der musikalischen Eigenzeit zurückgedrängt von der Zeit, die mit dem Programm verbunden ist, also etwa dem – zeitlich gerafften – Ablauf eines Gewitters in der Pastorale. Dabei wird die Struktur der Musik nicht in Frage gestellt, und es ist die Kunst des Komponisten, die programmatische Zeit und die Eigenzeit der Musik zu verknüpfen.

Das Zusammenspiel mehrerer Instrumente in einem Orchester ist sozusagen die Quintessenz von Musik. Nur auf Basis einer Komposition, die alle Einzelheiten für jedes Instrument festlegt, kann ein Orchesterstück entstehen. *Wenn jeder Musiker und jede Musikerin für sich frei improvisieren wollte, ergäbe das musikalisches Chaos.* Auch das ist in modernen Zeiten schon ausprobiert worden, und im

Jazz hat das Improvisieren einen festen Stellenwert, aber meist in der Form, dass das jeweilige Soloinstrument improvisiert, während die übrigen Mitglieder der Combo die Begleitung übernehmen. Musik war im Mittelalter und in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit *strengen Regeln unterworfen, die Komponisten hatten wenig Freiheiten beim Komponieren.*

Die Musik – ein Drama?

Die Dramatik der Musik kann auch, im Extremfall, zu Nervenzusammenbrüchen und Trancezuständen führen. So geschehen bei der Uraufführung des „Sacre du Printemps“ von Strawinski im Jahre 1913 in Paris. Das Musikstück hat einen der größten Skandale der Musikgeschichte verursacht, es ist eine wilde Musik, zu der ein Ballett – meist auch sehr wild – getanzt wird. Die Eigenzeit bei Strawinski wechselt häufig den Takt, vor allem zu einem noch höheren Tempo, mit dem die Tänzer (und das Publikum) aufgepeitscht werden sollen.

Noch dramatischer geht es zu in der Oper, wo eine Bühnenhandlung mit Musik unterlegt und durch Gesang intensiviert vorgespielt wird. Hier überlagern sich mehrere Eigenzeiten, die der Bühnenhandlung, die der Musik und die des Zuschauers, was leicht zu einer Überlastung des Zuschauers/Zuhörers führen kann

Musik bewegt die Seele

Musik bewegt die Menschen, berührt ihre Seele. Ich verwende das Wort Seele nur mit Vorsicht, weil ich nicht weiß, was die Seele eigentlich ist. Was geschieht in der

Seele, was geschieht im Menschen, wenn er sich von Musik berühren lässt? Meine Erfahrung, und nur davon kann ich hier sprechen, ist eine tiefgreifende: mich hat Musik schon immer angerührt, ich bin mit und durch Musik erwachsen geworden. Anton Bruckner mit seinen symphonischen Klangtürmen, der Anfang von Franz Schuberts weltabgewandter Klaviersonate in B-Dur, Mozarts herrliche Melodien in der KLEINEN NACHTMUSIK, die so einfach aufgebaut und so eingängig sind, dass man danach tanzen könnte – die Musik ist so reich an wunderbaren Werken, ich erlebe sie nun schon mein ganzes Leben und habe doch nie genug davon. Mein Inneres, meine Seele sehnt sich nach Musik, die mich anrührt. Ich spüre mich selbst in der Musik, die Musik wird Teil von mir, oder ich werde Teil von ihr. Ich gehe in ihr auf.

Aber die Worte beschreiben nicht wirklich, was mit mir passiert, wenn ich „meine“ Musik höre, ich kann es nur mit etwas abgenutzten Floskeln darstellen und komme doch an das Geheimnis der Musik nicht heran. Ich kenne keinen Menschen, keinen Buchautor, der dieses Geheimnis zu lüften vermocht hat, nicht einmal Adorno in seinem Buch über Beethoven hat das vermocht. Er hat es nicht einmal versucht. So bleibe ich zurück mit einer unvollständigen Beschreibung dessen, was mit uns geschieht, wenn wir Musik hören, ich kann es nicht völlig erklären. Aber dass Musik ihre eigene Zeit hat, die anders verläuft als unsere ständig vergehende Alltagszeit, das ist wohl richtig. Ich wünsche mir jedenfalls, dass Musik nie vergeht.

Dr. Jürgen Klunker,
Mitglied der DGfZP, Diplomphysiker



SUSANNE SCHROEDER

Rezension: Zeit-Hören: Erfahrungen – Taktungen – Musik von Norman Sieroka

Norman Sieroka studierte Philosophie, Physik und Mathematik an den Universitäten Heidelberg und Cambridge und ist seit 2019 Professor für Theoretische Philosophie an der Universität Bremen. Deshalb fühlt man sich als Geisteswissenschaftlerin bei seinen Erläuterungen zum Begriff der Zeit wunderbar aufgehoben und glaubt ihm Äußerungen, die man in lockerer Literatenrunde zumindest argwöhnisch betrachten würde. Zum Beispiel die

Feststellung, dass es „die Zeit“ gar nicht gibt, mit der er seine Betrachtungen über Philosophie, Musik und den taktvollen Umgang mit Zeit einleitet. Wir ordnen aber trotzdem alles, was wir erleben, zeitlich, und diesem Vorgehen liegt ein zentraler Bezug auf Verhältnisse und Taktungen zugrunde. Womit schon ein wesentliches Stichwort dieser Untersuchung genannt ist: denn Norman Sieroka verwendet die Betrachtungen von Takt, Taktungen

und Wiederholungen als wesentliche Strukturelemente der Musik dazu, uns Zeitstrukturen in verschiedenen Bereichen des täglichen Lebens besser erkennen zu lassen und näherzubringen. Damit dies gelingt, stellt er eine ausführliche Playlist mit Hörbeispielen aus Klassik und Jazz, aber auch Klangströmen und Geräuschen zur Verfügung, die man im Internet abrufen kann. Sieroka will uns keine theoretischen, allgemeingültigen Wahrheiten *einsichtig machen* und *vor Augen führen*, sondern er will uns darauf einstimmen, zeitliche Strukturen zu erleben. „Statt eines distanzierten *Überblicks* über eine Welt, die einem gegenübersteht, geht es darum, bestimmten zeit-theoretischen Fragestellungen *neu Gehör zu verschaffen* und durch den Bezug zu Musik und Hören einen Einklang zu erzeugen mit dem, was um uns und mit uns geschieht.“

Formulierungen wie „Einsichtig machen“, „vor Augen führen“ oder „Überblick schaffen“ entstammen einem anderen Sinnesbereich als Wendungen wie „einstimmen“, „Gehör verschaffen“, „Einklang erzeugen“. Sie weisen auf ein wesentliches Problem des Zeitverstehens hin, das als „Zeit-Versehen“ vor allem im 2. Kapitel unter der Ergänzung „Sinnlose Beschwerden über eine vergegenständlichte Zeit“ genauer betrachtet wird. Sieroka konstatiert in Hinblick auf die Beschreibung zeitlicher Phänomene eine große Anzahl irreführender Redeweisen, die vor allem aus problematischen Vergegenständlichungen resultieren. Wenn Zeit aber keine Substanz ist, sind dinghafte Umschreibungen irreführend. Sieroka vermutet neben einer gewissen sprachlichen Bequemlichkeit auch das Bedürfnis nach einer visuellen Fixierung. Visuelle Metaphern haben den Vorteil, die *augenfälligeren* zu sein, sie *leuchten* schneller ein, führen einfacher zu *Einsichten*, *veranschaulichen* Meinungsbilder und prägen *Weltanschauungen*. Aber was soll sich bei einer „Zeitenwende“ ändern, soll die Zeit da rückwärts laufen oder wird sie wie eine Wendejacke „auf links gedreht“? Was konkret wird bei einer „Zeitumstellung“ umgestellt? Wie läuft man „Zeitkorridore“ entlang und schaut durch „Zeitfenster“? Das gleiche gilt für die gegenwartstypisch charakteristischen Begriffe des „Zeitdrucks“, „Zeitverlusts“, „Zeitgewinns“ oder der „Zeitersparnis“. Ökonomische Redeweisen über Zeit sind, so Sieroka, ohne Zweifel dann sinnvoll, wenn über Arbeitszeiten und Stundenlöhne gesprochen wird – dies zur Rechtfertigung der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik. Aber in der gleichen Weise über individuelles Zeiterleben zu sprechen muss eher irritieren oder verstören. Diesen Beschreibungen eines allgegenwärtigen „Zeit-Versehens“ kontrastiert Sieroka im 3. Kapitel das „Zeit-Verstehen“, in dem Zeit als Dimension von Ereignissen charakterisiert wird. Die Beschwerde, dass die Zeit „immer schneller ver-

gehe“, birgt in sich zwar die missverständliche Unterstellung, Zeit könne „gehen“, verdeutlicht aber gleichzeitig ganz richtig, dass es hier um ein *Verhältnis zwischen Ereignissen* beziehungsweise *Ereignisketten* geht. „Denn nur über solche Verhältnisse lässt sich überhaupt etwas über die vermeintliche „Geschwindigkeit der Zeit“ aussagen... Nicht die Geschwindigkeit „der Zeit“ kann zunehmen, aber die Anzahl von bestimmten Ereignissen in Relation zur Anzahl anderer Ereignisse.“ (21f.) Diese Ereignisse sortieren wir in Ordnungen von früher-später oder von vergangen-gegenwärtig-zukünftig (25). Dabei kommen unterschiedliche Beschreibungsinteressen zum Tragen, denn wie bestimmt sich der Anfang oder das Ende eines Ereignisses? Welche Zeitspanne umfassen die *gegenwärtige Legislaturperiode*, die *gegenwärtige Theaterspielzeit* oder das *gegenwärtige Erdzeitalter*? (26). Diese Beispiele illustrieren die sympathische Bodenhaftung, mit der Norman Sieroka uns durch das Dickicht der Begrifflichkeiten führt. Selten wurde die Motivation zum Uhrenbau anschaulicher beschrieben, um darin zu kulminieren, dass es hierbei lediglich darum ginge, das Zueinander-in-Beziehung-Setzen von physikalischen Ereignissen möglichst universell und einfach zu gestalten (29). Die Pointe beim Verwenden einer Uhr besteht, so führt er aus, gerade darin, eine Anzahl von sinnlich wahrnehmbaren Ereignissen mit anderen Ereignissen zu vergleichen. Nur so komme ich zu Aussagen wie ‚Das Ei hat vier Minuten gekocht‘. Solche Zuschreibungen sind nicht deshalb möglich, weil alles auf Physik reduzierbar ist, sondern weil sämtliche Ereignisse zeitbehaftet und mindestens ihrer Anzahl nach miteinander vergleichbar sind (29).

Wie eben erwähnt geht es bei der Zeitbeschreibung um ein Verhältnis zwischen Ereignissen beziehungsweise Ereignisketten. Hierbei haben kausale Aussagen den Vorrang vor raumzeitlichen. Diese Besonderheit der Zeit gegenüber dem Raum verdeutlicht Sieroka am Beispiel der Tätersuche im Krimi. Hier gilt es als Alibi, wenn man nachweisen kann, zur gleichen Zeit an einem anderen Ort gewesen zu sein. Der Nachweis, am gleichen Ort zu einer anderen Zeit gewesen zu sein, wäre wenig hilfreich. Denn nur im ersten Fall kann ein direktes Verursachungsverhältnis für die fragliche Tat ausgeschlossen werden (33).

Im 4. Kapitel geht es nun um „Zeit-Variationen“, um das Zusammenspiel von Wiederholung und Neuerung als den wesentlichen Elementen zeitlicher Ordnungen. Wiederholungen von Erlebnissen und Ereignissen bieten Rückhalt und Stabilität im Wiedererkennen. Immer wieder das Gleiche zu erleben wäre aber eintönig und ermüdend. Es bedarf also eines gewissen Maßes an Neuerung als Element des Schöpferischen und Kreativen. Ein gutes

Zusammenspiel von neuen und sich wiederholenden Ereignissen ist Voraussetzung für ein gelingendes Lebensgefühl sowohl auf der individuellen als auch auf der sozialen Ebene.

Jetzt steht das begriffliche Instrumentarium zur Verfügung, um es in Musik- und Hörerfahrungen erlebbar zu machen. In den Kapiteln 5 und 6 wird, unterstützt von vielen nachhörbaren Beispielen, das Hören von Musik und Klang als zeitliche Gestaltungsleistung herausgearbeitet. Sieroka hofft, dadurch bestimmte und möglicherweise neue Erfahrungen anstoßen zu können. „Vielleicht kann ja nicht nur der Respekt vor der Zeitbehaftetheit unserer Erfahrungen gesteigert werden, sondern kann mit dem Hören als Mustererfahrung auch die erlebte Wirklichkeit neue zeitliche Gestalten annehmen, kann sich erweitern beziehungsweise ihren Kontrastreichtum steigern.“ (135)

Voraussetzung dafür ist allerdings ein aktives Hinhören. Das 7. Kapitel beschreibt dies unter dem Motto „Zeitliche Symphonie“ als eine Voraussetzung, um sich „im Takt“ intakt zu fühlen und so einen autonomen Umgang mit der Zeit zu üben. Denn viele Gesundheitsfragen entpuppen sich bei näherem Hinsehen als „Zeit-Störungen“. Sieroka bezeichnet sie als pathologische Taktverluste und belegt dies mit Beispielen, die eine nicht gelingende Integration der Zeitebenen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beschreiben (104). Flashbacks, posttraumati-

sche Belastungsstörungen, das Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom, Süchte, Autismus, bipolare Störungen – sie alle zeichnen sich durch Besonderheiten des Zeiterlebens aus. In vielen dieser Kontexte wird Musik zu Therapiezwecken verwendet, um Resynchronisierungsprozesse anzuleiten oder – quasi noch unterhalb der kognitiven Ebene – über Rhythmen und Klänge das Wiedererleben retentionaler und protentionaler Bezüge zu trainieren. So soll der erlebten Zukunftslosigkeit und dem Zusammenbruch einer dynamisch wahrzunehmenden Gegenwart entgegengewirkt werden (109). Gelingt dies, kann der Alltag wieder in seiner Polyrhythmik wahrgenommen werden. Hier gilt es, vieles hören zu können und dabei Gleichklang zu bewahren. Ein gelingender Alltag bedarf eines guten Rhythmus, einer austarierten, wohltemperierten Mischung aus Vertrautem und Neuem, einem Gleichgewicht zwischen Tun und Lassen, Wiederholen und Erneuern. Wieviel Können steckt in guter Musik und in gelingendem Leben! Norman Sieroka setzt uns mit seinem Buch auf eine gute Fährte.

Norman Sieroka: „Zeit-Hören: Erfahrungen – Taktungen – Musik“. In der Reihe „CHRONOI – Zeit, Zeitempfinden, Zeitordnungen, Time, Time Awareness, Time Management“ – Herausgeben von Eva Cancik-Kirschbaum, Christoph Marksches und Hermann Parzinger im Auftrag des Einstein Center Chronoi, Band 12.

2024 publiziert von Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston.

Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über www.degruyter.com.

Projekte und Veranstaltungen

Österreichische Arbeitsgemeinschaft für Ergonomie und Arbeitszeitgesellschaft Workshop „Arbeit und Zeit“

9. Oktober 2025 in Wien

Ein vorläufiges Kurzprogramm ist auf der Internetseite der Arbeitszeitgesellschaft zu finden. Auch das detaillierte Programm wird nach Fertigstellung hier veröffentlicht.

<https://arbeitszeitgesellschaft.wildapricot.org/event-6172485>

Transitionen

42. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie

22. bis 26. September 2025 an der Universität Duisburg-Essen, Campus Duisburg

Unter dem Leitbegriff „Transitionen“ stehen auf dem 42. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie Prozesse sozialen Wandels zur Debatte. Im Mittelpunkt des Kongresses stehen somit weniger Phänomene der Konstanz und der Langlebigkeit, sondern Soziales im Entstehen, in der Veränderung und im Übergang. Soziale Transitionen beschreiben Zustände des Werdens; sie sind sowohl ein Nicht-Mehr als auch ein Noch-Nicht und können auf allen Ebenen des Sozialen und in allen Bereichen der Gesellschaft beobachtet werden.

Zwei Ad hoc-Gruppen auf dem Kongress werden sich u. a. mit zeitlich bzw. zeitpolitisch relevanten Themen beschäftigen:

Zeit im Sozialstaat – Zeitlichkeit in sozialstaatlich organisierten Übergangsprozessen

Diese Gruppe beleuchtet das Kongressthema „Transitionen“ aus zeitlicher Perspektive auf dem Feld der Sozialpolitik. Der Fokus der Ad-hoc-Gruppe liegt auf der Verschränkung von sozialstaatlichem Handeln und Zeitlichkeit. Fragen nach dem „richtigen“ Zeitpunkt von Übergängen, der „angemessenen“ Dauer und Geschwindigkeit von Prozessen wie auch der „passenden“ Sequenzialität von sozialpolitischen Schritten werden diskutiert.

Transit-Zeiten

Im (mobilen) Alltag der Gegenwart sind Transit-Zeiten omnipräsent: Die Zeit, die Berufstätige zur oder von der Arbeit brauchen, Wartezeiten beim Amt, beim Arzt, in der Schlange, die Reisen zum und vom Urlaubsziel – all diese Zeiten haben gemein, dass sie vor einem zu erreichenden (zeitlichen wie räumlichen) Ziel liegen, der Ausgangspunkt aber schon verlassen wurde. Es werden die Ausgestaltung solcher Bewegungszeiten interdisziplinär in den Blick genommen und mit zeitsoziologischen Überlegungen und Forschungen in einen analytischen Zusammenhang gebracht.

Die Veranstaltungen der Ad-hoc-Gruppen werden Dienstag, den 23. 09. bis Donnerstag, den 25. 09. zwischen 14.15 – 17.00 Uhr sowie am Mittwoch, den 24. 09. und Freitag, den 26. 09. zwischen 09.00 – 11.45 Uhr stattfinden.

<https://kongress2025.soziologie.de>

13. Symposium der Arbeitszeitgesellschaft

„Arbeitszeit neu denken: Chancen und Grenzen zwischen Flexibilität und Arbeitsschutz“

10. Oktober 2025 in Wien

Die Arbeitszeitgesellschaft möchte die Arbeitszeitforschung in Deutschland, Österreich und der Schweiz besser vernetzen und einen fachübergreifenden Austausch und Dialog zwischen Forschung und Praxis fördern. Das eintägige Symposium richtet sich an Arbeitszeitforscher:innen, Praktiker:innen und Interessierte. Das Thema Arbeitszeit steht im Mittelpunkt der Forschung verschiedenster Fachdisziplinen.

Das Symposium wird sich mit aktuellen Themen der Arbeitszeitgestaltung auseinandersetzen. Insbesondere die immer wieder aktuelle Diskussion über den tatsächlichen oder vermeintlichen Gegensatz von eigenen Gestaltungsmöglichkeiten der Arbeitszeit mit der Gewährleistung eines umfassenden Arbeitsschutzes wird hier im Fokus stehen.

<https://arbeitszeitgesellschaft.wildapricot.org/event-6029211>

Neue Literatur

Bitte senden Sie Informationen über Ihre Veröffentlichungen an elke-grosser@t-online.de

Veröffentlichungen von DGfZP-Mitgliedern

Beiträge von DGfZP-Mitgliedern in in Sammelbänden, Zeitschriften, Podcasts u. a.

Yvonne Lott, Ulrich Mückenberger, Ricarda Scholz, Hanna Völkle (2025):

Sorgesensible und Geschlechtergerechte Arbeitszeiten. Jetzt!

WSI-Kommentar, Nr. 6, 2025.

Düsseldorf: Hans-Böckler-Stiftung.

Dieser Kommentar des WSI ist ein Resultat der Kooperation zwischen der DGfZP und der Bundesstiftung Gleichstellung (BSG). Aufgrund eines Kooperationsvertrages hat die BSG das DGfZP-Vorhaben „Optionszeitenmodell“ (OZM) von Ulrich Mückenberger und Karin Jurczyk mitgetragen, indem gemeinsam Optionszeitenlabore durchgeführt wurden. Im November 2024 referierte Ulrich Mückenberger am großen „Zweiten Gleichstellungstag“ in Berlin über Anforderungen der Geschlechtergerechtigkeit an eine lebenslauforientierte Arbeitszeitgestaltung – am Beispiel des Optionszeitenmodells der DGfZP. Daraus ging ein Politikauftrag hervor, der mit den drei anderen Referentinnen des Panels Ricarda Scholz (DGB), Yvonne Lott (WSI) und Hanna Völkle (EAF, DGfZP) verfasst wurde. Er fordert von der neuen Bundesregierung Schritte in Richtung auf sorgesensible und geschlechtergerechte Arbeitszeiten. Er wurde im März 2025 in den WSI-Kommentaren der Hans-Böckler-Stiftung veröffentlicht.

https://www.wsi.de/fpdf/HBS-009096/p_wsi_kommentar_6_2025.pdf



Rinderspacher, Jürgen P. (2025):

Zeitnotstand in der Freizeit?

Über zeitliche Rahmenbedingungen für Bildungsangebote.

In: forum erwachsenenbildung. Schwerpunktheft Freizeittrends. Nr. 2/25, S. 20-26. https://www.waxmann.com/shop/download?tx_p2waxmann_download%5Baction%5D=download&tx_p2waxmann_download%5Bcontroller%5D=Zeitschrift&tx_p2waxmann_download%5Bid_artikel%5D=ART106145&tx_p2waxmann_download%5Buid%5D=frei&cHash=91b60e94e1f0914c492ed8eeceba1eb8

Rinderspacher, Jürgen P. (2025):

Demokratie als Zeitprojekt.

In: Verlag B. Budrich News.

<https://budrich.de/news/demokratie-als-zeit-projekt/>

Sabine Schmidt-Lauff (2025):

Is it all about time? The question(s) of temporality in adult learning.

EPALE Blog-Post.

<https://epale.ec.europa.eu/en/blog/it-all-about-time-questions-temporality-adult-learning>

Hartmut Seifert (2025):

Arbeitsangebot: Steuerfreie Überstundenzuschläge.

In: Wirtschaftsdienst, 2025, 105(3), 151.

<https://sciendo.com/de/article/10.2478/wd-2025-0041>

Hanna Völkle (2025):

Sorgende Zeiten: Ökofeministische Bausteine der Zeitpolitik.

Sozialer Fortschritt, Published Online First.

<https://doi.org/10.3790/sfo.2025>

In diesem Beitrag beschäftigt sich Hanna Völkle mit der Frage, wie eine feministisch-ökologische Zeitpolitik aussehen kann. Sie hat dafür zeitpolitische Bausteine entwickelt – jenseits von Uhrzeitlogik und im Einklang mit Sorgearbeit und planetaren Grenzen.

Nora Dornis / Lukas Heck / Hanna Völkle / Corinna Dengler (2025):

Zeitpolitik für ein gutes Leben für alle innerhalb von planetaren Grenzen.

In: Kurswechsel 4/2024: 46–54.

Empfehlenswerte Neuerscheinungen anderer Autorinnen und Autoren



Yvonne Robel

Viel Lärm um nichts.

Eine Wahrnehmungsgeschichte des Nichtstuns in der Bundesrepublik.

Reihe: Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte. Bd. 63. 2024

Göttingen: Wallstein Verlag.

Rezension: In unserer auf Erwerbsarbeit basierten Gesellschaft gilt Nichtstun mal als nutzlos verbrachte Zeit, mal als freie Eigenzeit. Die Historikerin Yvonne Robel geht den Konjunkturen, Kontinuitäten, Deutungsverschiebungen und Ambivalenzen in öffentlichen Diskursen über Nichtstun seit den 1950er Jahren nach. Hinweise auf Diskurse in der DDR sind an einigen Stellen eingefügt. Für ihre hier veröffentlichte Habilitationsschrift hat sie in 14 Archiven, 14 Filmen und Songs, 31 Zeitungen/Zeitschriften, 12 Gesetzen u. a., 37 online-Materialien und einer enormen Menge gedruckter Quellen recher-

chiert – viel Mühe um „viel Lärm um Nichts“, die sich freilich sehr gelohnt hat: Robel hat entlang des gesellschaftlichen Wandels der Sichtweisen eine vielschichtige, detailreiche Diskursgeschichte vorgelegt.

Diese Geschichte beginnt mit sozial- und kulturwissenschaftlichen Diskursen zum „Arbeitsfanatismus“ beim Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg, mit Reaktionen auf die Priorisierung des Konsums nach den materiellen Entbehrungen in Kriegs- und Nachkriegszeit sowie mit der Suche nach Korrektiven (Kapitel 2 *Ambivalente Sehnsüchte in den 1950er und 1960er Jahren*). Schon damals ging es um das Verhältnis von Arbeit und Freizeit, von Wohlstand und Fortschritt. Sehnsüchte nach zweckloser Zeit, nach verllorener Muße, nach langsamem Schlendern und nach schöpferischer Faulheit wurden anthropologisch und philosophisch begründet und auch abgelehnt. So wurde das „dolce far niente“ in Mittelmeerländern auf Urlaubsreisen bewundert und der zugleich einsetzende Freizeitboom kulturkritisch als passiver Konsum abgelehnt. Als in den 1960er Jahren Normen und Einstellungen liberaler wurden, autoritäre Abhängigkeiten abgelehnt wurden und Toleranz und Genussorientierung sich verbreiteten, wurde ein „ambiva-

lentes Wechselspiel von Disziplinierungsideen, Befürchtungen und Sehnsüchten“ zwischen und innerhalb von Diskursen erkennbar.

Wie zuvor galten auch in der Nachkriegszeit „Arbeitsscheue“ als sozialstaatliches, wirtschaftliches und rechtliches Problem, dem sowohl mit Fürsorgemaßnahmen und finanziellen und materiellen Hilfen als auch mit Disziplinierungs- und Umerziehungsmaßnahmen begegnet wurde (Kapitel 3 *Unproduktive Faule in Zeiten von Vollbeschäftigung*). An Diskursen über Arbeitshäuser, in die mittellose Arbeitslose zwangsweise gesperrt wurden, zeichnet die Autorin Kontinuitäten, Verschiebungen und Veränderungen von Einstellungen in der Bundesrepublik seit 1945 auf. Bis in die 1960er Jahre war im Strafgesetzbuch die Kriminalisierung zu produktiver Arbeit vermeintlich nicht bereiter oder unfähiger „Asozialer“ verankert. Um die Gesellschaft vor Störung und Bedrohung durch diese zu schützen, sollten sie in Arbeitshäusern durch Gewöhnen an Arbeiten arbeitswillig gemacht werden. Im Nationalsozialismus wurde die Verachtung und Disziplinierung Arbeitsunwilliger biologisch und rassistisch begründet, Argumente, die bis Ende der 1960er Jahren weiterlebten. Noch in aktuellen Debatten über die Berechtigung,

Bürgergeld zu empfangen, wirkt die Auffassung fort, Arbeitsunwilligkeit und Faulheit beruhe auf psychischem Unvermögen. Robel erinnert an die Aussage des damaligen Bundeskanzlers Schröder 2001, wer nicht arbeiten wolle, habe kein Recht auf uneingeschränkte Unterstützung (S. 364). Mit ähnlichem Argument forderte Bundeskanzler Merz im Frühjahr 2025 die Bereitschaft, mehr zu arbeiten, anstatt Viertage-Woche und Work-Life-Balance zu priorisieren, womit er eine aufgeregte Debatte auslöste, ob „wir“ faul sind.

Wie und in welchen Kontexten Faulheit, Muße, Müßiggang und Nichtstun Zukunftsutopien oder Zukunfts dystopien sind, beschäftigte die zwischen 1960 und 1970 entstandenen Forschungsbereiche Zukunftsforschung, Freizeitwissenschaft und Freizeitpädagogik. Das durch technischen Fortschritt gewonnene Mehr an erwerbsarbeitsfreier Zeit gegenwärtig und künftig sinnvoll zu gestalten, wurde zur individuellen mentalen und gesundheitlichen Selbstoptimierungsaufgabe. Denn nicht nur sehr lange Arbeitszeit wurde als gesundheitsschädlich erkannt, sondern auch viel freie Zeit. (Kapitel 4 *Zeit als Privileg und Problem*). Dem Recht auf Faulheit ist ein langer Abschnitt in Kapitel 5 *Nichtstun als politisches Statement, Projekt und Protest in den 1970er und 1980er Jahren* gewidmet. Im Fokus sind vier emanzipatorische Phänomene des Nichtstuns, die mit Kritik an Leistungs-, Produktivitäts- und Konsumzwängen verbunden sind: Alternativkulturen, ein Recht auf Faulheit,

die Umwertung von Arbeitslosigkeit und das Phänomen Punk. Diskurse, die in alternativen Milieus oder über diese Milieus angesichts aktueller Krisen der Arbeitsgesellschaft und Atomkriegs- und Umweltängsten über Arbeit und Zeit geführt wurden, werden dargestellt, und auch die vielschichtigen Verhältnisse alternativer Positionen zum gesellschaftlichen Mainstream. Schließlich schlägt Kapitel 6 *Auf dem Weg ins Goldene Zeitalter?* „den Bogen von den Langsamkeits- und Entschleunigungsdiskursen der 1990er Jahre über das vermehrte Auftreten sich selbst inszenierender und vermarktender Nichtstuer seit den 2000er Jahren hin zu jüngeren Kämpfen für ein Recht auf Nichtarbeit.“ (S. 314)

Muße, Müßiggang, Nichtstun und Faulenzen sind individuelle Weisen Zeit zu verwenden, die bei Betroffenen Wohlbefinden, Leere oder Langeweile und bei Außenstehenden Gefühle von Sehnsucht bis Abscheu hervorrufen. In Diskursen wird schriftlich und mündlich erklärt, begründet und gerechtfertigt, wird Kritik formuliert und Zukunft entworfen. An solchen Texten setzen Diskursanalysen an, nicht aber an den Umständen, auf die sich die Diskurse beziehen. Yvonne Robel fokussiert ihre Diskursanalysen auf individuelle Befindlichkeiten und Einstellungen. Denn obwohl die diskursive Ebene „stets auch Hinweise auf den gesellschaftlich tradierten praktischen Umgang mit Phänomenen des Nichtstuns“ gibt, will sie keine Gesellschaftsgeschichte des Nichtstuns liefern. Die Absichten in

den seit den 1990er Jahren zu Zeitthemen entstandenen Vereinigungen diskutiert sie im Hinblick darauf, „in welchem Verhältnis die Betonung einer gesamtgesellschaftlichen Bedeutung des Nichtstuns dabei zu Appellen an das einzelne Individuum stand“. Darunter auch die Absichten der DGfZP, die sie als zwischen Wissenschaft, Politik und Beratung changierend und „für einen selbstbestimmten, nachhaltigen Umgang mit Zeit unter Beachtung ökologischer Grenzen“ eintretend kennzeichnet (S. 314). Mit ausführlich dargestellten Diskursen einiger DGfZP-Mitglieder zu individuellem Zeiterleben und Zeit handeln in Kapitel 6 *Auf dem Weg ins Goldene Zeitalter?* gibt sie der DGfZP in mehreren Abschnitten von Kapitel 6 viel Platz in ihrer Diskursgeschichte (in *Der Ruf nach Entschleunigung* vor allem Karlheinz Geißler, Hartmut Rosa und Fritz Reheis, in *Verantwortungsvoll zu einem ökologischen Verständnis von Zeit und Muße mit neuen Akzenten* Karlheinz Geißler, Martin Held, Fritz Reheis und Jürgen Rinderpacher, in *Abschied vom Verzicht?* Karlheinz Geißler und Fritz Reheis). Indem Diskurse Wege ins „Goldene Zeitalter“ weisen, tragen sie dazu bei, diskursiv Gefordertes oder Unterstütztes möglich zu machen. Ob auf diesen Wegen schließlich Ziele konkret realisiert werden, hängt von der Beschaffenheit der äußeren Welt ab, durch die die Wege führen, sowie von persönlichen Voraussetzungen der Menschen, die den Weg gehen, – und vom Ineinandergreifen beider.

Helga Zeiher



Melanie Bitzer / Anna Henkel /
Isabell Bosbach / Laura Brand u.a.
(Hrsg.)
Zeit und Sorge
2023
Baden Baden: Nomos.

Sammelrezension: Schon so spät! Keine Zeit mehr! Wenn ich nur mehr Zeit hätte! Zeitprobleme an allen Ecken und Enden. Sie belasten unseren Alltag – und offensichtlich auch die Wissenschaft. Sie öffnet sich zwar für das Thema „Zeit“, aber nur sehr zögerlich und vor allem nur sehr partikular. Umso mehr sind zwei neuere Sammelbände zu begrüßen, die die Zeit zum einen aus soziologischer, philosophischer und theologischer (*Zeit und Sorge*), zum andern aus sozial- und allgemeinpädagogischer Perspektive (*Sozialpädagogische*s Zeit*en*) beleuchten. Beide Bände gehen auf interdisziplinäre Tagungen zurück, die die Zeit zugleich theoretisch und empirisch zu fassen versucht haben.

Zeit und Sorge präsentiert Beiträge aus einer Tagung, die im Herbst 2021 auf Anregung „wiederkehrender Impulse der Doktorand:innen“ des Evangelischen Studienwerks Villigst stattfand. Dort war 2014 ein Forschungsschwerpunkt „Dimensionen der Sorge“ eingerichtet worden und dabei die Temporalität der Sorge offenbar ins Zentrum des Interesses geraten. Ziel der Tagung war es, so das Vorwort des Bandes, „die verschiedenen Zeitdimensionen von Sorge zu entfalten“ (S. 5). Dabei wollte man nicht nur, wie das etwa bei der Sorge um das Klima der Fall ist, den



Kommission
Sozialpädagogik (Hrsg.)
Sozialpädagogische*s Zeit*en
2025
Weinheim: Beltz Juventa.

Zukunftsbezug berücksichtigen. Viel mehr sollte „die Sorge selbst als zeitliche Struktur“ verstanden werden, heißt es in der von den insgesamt zehn Autorinnen und Autoren gemeinsam verfassten Einleitung (S. 12). Den eher empirisch ausgerichteten Beiträgen ist ein Beitrag *Bedingungen gelingender Sorge* des Herausgeberteams Anna Henkel (Uni Passau), Isolde Karle (Uni Bochum), Gesa Lindemann (Uni Oldenburg) und Micha Werner (Uni Greifswald) vorausgestellt. Er fragt grundsätzlich nach zeitlichen Verhältnissen von Sorge: innerhalb des sorgenden Selbst, zwischen dem sorgenden Selbst und dem umsorgten Anderen und des Verhältnisses zur natürlichen Umwelt. „Indem Selbstentfaltung, Altruismus und Nachhaltigkeit ein spezifisches Zeitverhältnis gemein haben, nämlich im gegenwärtigen Zukunftsbezug auf die Erhaltung der Möglichkeit gegenwärtigen Zukunftsbezugs zu zielen oder die damit verbundene Handlungs-, Kooperations- und Gestaltungsmöglichkeit zu erweitern, verspricht die Untersuchung von Zeit und Sorge weiterführende analytische Perspektiven.“ (S. 36)

In drei Abschnitten mit den Überschriften *Vergangenheiten*, *Gegenwart* und *Zukünfte* wird nach diesen begrifflichen Vorklärlungen die Viel-

falt der Zeiten der Sorge empirisch thematisiert. Ein gutes Beispiel für den Vergangenheitsbezug des Sorgens findet sich im ersten Abschnitt in den Akten der „Wahrheits- und Versöhnungskommission“, die nach dem Ende des südafrikanischen Apartheitsregimes eingerichtet wurde. Eine Mutter berichtet, wie ihr Sohn plötzlich von der Armee eingezogen worden war und sie Monate später vor einem Plastiksack mit seiner Leiche stand. Man hatte ihr nichts über die Hintergründe seines Einsatzes erzählt (Kriegseinsatz an der Front zu Namibia) und man lehnte ihren Wunsch ab, den Plastiksack noch einmal zu öffnen (um sich von ihm zu verabschieden). Erst als ihr zehn Jahre später ein junger Mann, der mit ihrem Sohn an derselben Front eingesetzt war, von den näheren Umständen des Todes berichtete, kam sie zur Ruhe, konnte realisieren, dass ihr Sohn wirklich gestorben war und die „sorgenvolle Vergegenwärtigung der Vergangenheit“ loslassen (S. 56). Fazit des Autors dieses Beitrags: „Die drei Vergangenheitsbezüge von Sorge – das schmerzvolle Fortwirken von Sorgen der Vergangenheit, die lindernde Nachsorge für Wunden der Vergangenheit und die aus der Vergangenheit motivierte, zukunftsorientierte Fürsorge für Nichtwiederholung und eine friedliche Transformation – haben deutlich gemacht, dass ein reiner Zukunftsbezug von Sorge nicht durchzuhalten ist.“ (S. 64) Weitere Beiträge des Sammelbands thematisieren die Seelsorge in der Hospizarbeit, das Verhältnis von Selbst- und Fürsorge, die Sorge um die Weiterentwicklung negativer zu positiver Freiheitsvorstellungen, die Robotik und den Transhumanismus vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen Temporalitäten.

Der zweite Sammelband *Sozialpädagogische*s Zeit*en* geht auf die Jahrestagung 2023 der Kommission

Sozialpädagogik der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft an der Uni Rostock zurück. Das Vorwort reiht eine Vielzahl von Berührungspunkten zwischen den Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit und ihrer wissenschaftlichen Beschreibung einerseits und der Zeitdimension andererseits auf und konstatiert, dass die sozialpädagogische Theoriebildung diese bislang wenig beachtet hat. „Hilfsprozesse haben eine Dauer, Arbeitsbeziehungen brauchen Zeit, sozialpädagogische Arbeit erfordert Geduld oder einen langen Atem, junge Menschen werden um die Volljährigkeit aus Hilfen entlassen, es werden Fachleistungsstunden gewährt, Vollzeitäquivalente errechnet“ und so weiter (S. 9.) In der Einführung setzt Vicki Täubig (Uni Rostock) im Kontext der Bezugnahme der Sozialpädagogik auf Zeit den Akzent auf die Subjektseite des Zeitlichen, auf das „Zeiten im Sinne eines doing time“ und auf die Pluralität der „Hervorbringungen von Zeit*en“ (S. 13). In Analogie zur längst existierenden sozialräumlichen Perspektive plädiert sie für einen „temporal turn“ in der Sozialpädagogik. „Der Stoßrichtung des temporal turns folgend, ist Zeit kein Ding mehr, das verbraucht wird oder abläuft, sondern wird im Handeln und in den gedanklichen Vorstellungen von Menschen sozial produziert und reproduziert“ (S. 16). Als Beispiele nennt sie den equal pay day, die innerfamiliäre Verteilung von Care-Zeiten, die Altersarmut in der Gesellschaft, die zeitlichen Asymme-

trien im Generationenverhältnis und all die Formen der ungleichen Zuteilung von Zeit aufgrund von sozialen Machtstrukturen, die als Zwang zur Beschleunigung oder als institutionelles Wartenlassen und damit als aufgezwungene „Vergeudung von Lebenszeit“ erfahren werden (S. 17).

Die Beiträge dieses Bandes sind zu drei Blöcken zusammengefasst. Der erste Block trägt die Überschrift *Zeitdiagnosen und historische Analysen* und enthält neben grundsätzlichen Artikeln über den Zusammenhang von historischen und sozialpädagogischen Entwicklungen Überlegungen zur besonderen Situation der Sozialen Arbeit in Ostdeutschland, zur Jugendarbeit mit rechten Jugendlichen und zum Verhältnis von Sozialer Arbeit und Aktivismus. Im zweiten Block mit der Überschrift *Doing time und temporale Anforderungen* geht es um Übergangsprozesse (Erwachsenwerden, Mutterschaft), um Freiheit und Zwang in Bildungsprozessen (Ermöglichung und Anordnung), um das generationelle Machtverhältnis (Adulthood als Kolonialisierung von Kindheit), um die Arbeit mit Geflüchteten und die Professionalisierung der Sozialen Arbeit. An mehreren Stellen wird im Kontext von Übergängen auch auf die Langzeitfolgen der Pandemie für Kinder und Jugendliche eingegangen. Nur sehr vage sind die Beiträge des „Ausblicks“ mit der Temporalität der sozialpädagogischen Praxis und Theorie verbunden, die Armutsforschung, Psychoanalyse und Gewaltkonstellationen in Forschungsprozessen und Praktika behandeln.

Fazit: Die beiden Tagungsbände zeigen vor allem, dass die sozialwissenschaftliche Erforschung der Zeitlichkeit des menschlichen Lebens und seiner Vergesellschaftung noch ziemlich am Anfang steht. Zwar finden sich in den hier präsentierten empirischen Studien und Diskursen jede Menge anregender Beobachtungen und Gedanken zu unseren sozialen und pädagogischen Problemen mit der Temporalität der Welt. Aber es bleiben Bruchstücke, vor allem solange das Verhältnis von objektiven und subjektiven Zeiten nicht aus einem Guss thematisiert wird, so lange also, wie im zweiten Sammelband die Zeit als Konstruktion des Menschen verabsolutiert und die Dialektik zwischen Verhalten und Verhältnissen übersehen wird. Das ließe sich vermeiden, wenn die bereits seit Langem existierenden Zeitdiskurse in der Soziologie (Norbert Elias, Hartmut Rosa u. a.) und Pädagogik (Gerd de Haan, Andreas Dörpinghaus u. a.) sowie die zahlreichen Publikationen des Vereins zur Verzögerung der Zeit, des Projekts Ökologie der Zeit und der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik (Zeitpolitisches Magazin) zur Kenntnis genommen würden – und die materielle Basis sowohl des Sorgens wie der Bildung und sozialen Hilfe durch die Reflexion der Ökonomie der Zeiten anerkannt würde. Aber vielleicht hatten die durchweg jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der beiden Tagungen auf ihrem Karriereweg einfach nicht genug Zeit für einen solchen Rundumblick.

Fritz Reheis



Judith Sieber

Die Erfindung des Zeitstrahls.

Eine Kritik der Sichtbarmachung von Zeit und Handel im 18. Jahrhundert.

2025

Bielefeld: transcript.

Woher kommt der Zeitstrahl in Geschichtsdarstellungen? Judith Sieber unternimmt eine historische Tiefenbohrung in die Zeit der Europäischen Aufklärung in Großbritannien. Anhand konkreter Beispiele arbeitet sie die Kontexte und Einsatzgebiete der damals neuen Darstellungsform heraus. Neben Geschichtsdiagrammen stehen dabei auch anschauliche Illustrationen von Handelsbeziehungen im Fokus der Analyse, die sich einerseits von tabellarischen Formen abgrenzen und andererseits an der Kartografie orientieren. Deren koloniale Entstehungszusammenhänge im British Empire machen klar: Es braucht eine fundamentale Kritik am behaupteten Universalismus linearer Zeit. (Verlagstext)



Manfred Brouck / Frank Zschaler (Hrsg.)

Zukünfte entwerfen.

Das Pluriversum wissenschaftlicher Zukunftsszenarien

2025

Bielefeld: transcript.

Zukunft hat Konjunktur, ob als Utopie oder als apokalyptisches Endzeitszenario: Mal dominieren tödlicher Klimawandel und Umweltzerstörung, mal die Vorhersagen von zunehmender Selbstbestimmung und materieller Unabhängigkeit aller Menschen. Klar ist nur, dass Zukunft in heterogenen Gesellschaften im Plural verhandelt wird. Auch die Wissenschaft widmet sich längst Entwürfen unterschiedlicher „Zukünfte“. Die Beiträge des Bandes betrachten das Pluriversum dieser Modelle, Prognosen und Szenarien und fragen: Was erwarten Philosophen, Theologen, Kulturwissenschaftler, Soziologen, Politikwissenschaftler und Physiker von der Zukunft? (Verlagstext)



Michaela Krützen

Zeitverschwendung.

Gammeln, Warten, Driften in Film und Literatur.

2024

Frankfurt/Main: S. Fischer Verlage.

Was ist Zeitverschwendung? Vergeudet sein Leben, wer wartet oder gammelt, streamt oder driftet? Michaela Krützen geht diesen Fragen nach, indem sie berühmte Figuren aus Literatur und Film betrachtet: Jeff Lebowski auf der Bowlingbahn, Hans Castorp in seiner Kurklinik oder Marie Antoinette am französischen Hof. Sie beschäftigt sich mit Ilja Obломow, der auf seinem Sofa liegt, und mit Betty Draper, die eine Ehe im Vorort führt. Was erfahren wir aus Büchern, Filmen und Serien wie zum Beispiel Federico Fellinis *Die Müßiggänger*, Frank Capras *Lebenskünstler*, F. Scott Fitzgeralds *Der große Gatsby*, Bret Easton Elliss *American Psycho* oder Jean-Philippe Toussaints Roman *Fernsehen* über den Umgang mit Zeit? Indem sie diese und andere Werke untersucht und in ganz neue theoretische Kontexte einordnet, klärt uns Michaela Krützen unterhaltsam und mit dem Blick für Details über eine der zentralen Fragen des Lebens auf. (Verlagstext)



Philosophie Magazin
Die Kunst des Nichtstuns
 Sonderausgabe Nr. 33
 Sommer 2025
 Berlin: Philomagazin Verlag GmbH

Nichts planen, denken, lösen, aufräumen – das erlauben sich die meisten Menschen, wenn überhaupt, nur auf ihrer kleinen Auszeitinsel namens Ferien. Doch kaum hat die Fähre oder der Flieger sie in den Alltag zurückbefördert, ist alles wieder beim Alten. Wie aber sähe ein Leben aus, in dem wir uns Raum nähmen für ein robusteres Nichtstun? Für ausgiebiges Löcher-in-die-Luft-Starren, fürs Flanieren selbst an Wochentagen, für schamlose Faulenzerei?

Eine passivere, gelassener Form des Daseins zu kultivieren, ist eine Kunst. Sie besteht darin, sich das produktivitätsverliebte Machen abzugewöhnen und andere, aufmerksamere und langsamere Formen des Tuns zu entdecken. Wer der Stille lauscht, hört nicht nichts, sondern oft mehr. Wer wartet, schlägt nicht die Zeit tot, sondern kostet die Leere aus. Wer meditiert, ist nicht einfach geistig abwesend, sondern übt sich im Loslassen.

Zugegeben: Die Suche nach mehr Muße, Ruhe und Gelassenheit könnte angesichts der derzeitigen Weltlage als unanständig und unzeitgemäß empfunden werden. Wer kann sich bei all den Kriegen, bei Klima- und Demokratiekrise guten Gewissens zurücklehnen?

In Wahrheit aber liegt im Nichtstun auch eine Form der Gesellschaftskritik. Der Müßiggänger, die Tagträumerin und der Meditierende sagen nicht laut Nein. Doch wo sie mehr suchen als lediglich Erholung vor der nächsten Arbeitswoche, hat ihre Praxis utopisches Potenzial. So gesehen ebnen Untätigkeit und Kontemplation nicht nur den Weg in ein beglückenderes, sondern auch in ein besseres Leben.

Mit Jenny Odell, Thomas Strässle, Martin Seel, Alexis Lavis, Philipp Wüschner, Heidi Lucja Liedke, Racha Kirakosian, Sandrine Alexandre u. v. m. (*Verlagstext*)



Karlheinz Muscheler
Das Recht des Todes
 Grundlegung einer juristischen Thanatologie
 2024
 Berlin: Duncker & Humblot

Die Publikation begründet ein neues Rechtsgebiet: die Lehre von Sterben und Tod, die „juristische Thanatologie“. Straf-, Zivil-, Verwaltungs- und Verfassungsrecht werden zusammengedacht und in ein Gespräch mit anderen Wissenschaften gebracht, insbesondere der Philosophie. Es geht um „das Recht gegen den Tod“ (Tötungsdelikte in Straf- und Zivilrecht), „das Recht auf den Tod“ (Sterbehilfe, Suizid, Beihilfe zum Suizid, Tötung auf Verlangen), „das Recht des Todes“ (Definition des Todes) und „das Recht der Toten“ (Status des Leichnams, Obduktion, Transplantation, Bestattungsrecht, postmortales Persönlichkeitsrecht, Enteignung der Toten im Urheber-, Erb- und Erbschaftsteuerrecht). Am Ende zeigt sich ein eher düsteres Bild, in dem von den vielbeschworenen Werten Sicherheit, Autonomie, Würde und Pietät wenig übrigbleibt. Der Autor kritisiert die herrschende Praxis auf allen Gebieten und entwickelt zahlreiche Vorschläge, wie sich das Bild deutlich aufhellen ließe. (*Verlagstext*)

Eine ausführliche Rezension für dieses Buch wird es im nächsten Zeitpolitischen Magazin im Dezember 2025 geben.



Jonathan White

In the long run

The Future as a Political Idea.

2024

London: profile books.

Democracy is future-oriented and self-correcting: today's problems can be solved, we are told, in tomorrow's elections. But the biggest issues facing the modern world – from climate collapse and pandemics to recession and world war – each apparently bring us to the edge of the irreversible. What happens to democracy when the future seems no longer open? In this eye-opening history of ideas, Jonathan White investigates how politics has long been directed by shifting visions of the future, from the birth of ideologies in the nineteenth century to Cold War secrecy and the excesses of the neoliberal age. As an inescapable sense of disaster defines our politics, White argues that a political commitment to the long-term may be the best way to safeguard democracy. Wide in scope and sharply observed, *In the Long Run* is a history of the future that urges us to make tomorrow new again. (publishers text)

Eine ausführliche Rezension in deutscher Sprache gibt es hier: <https://www.pw-portal.de/demokratie-und-frieden/ueberblick/jonathan-white-in-the-long-run-the-future-as-a-political-idea>

Beirat für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Alternativen (BEIGEWUM) (Hrsg.)

Zeit und Wohlstand

Kurswechsel 4/2024

Wien: BEIGEWUM

Ein Tag hat für alle Menschen 24 Stunden. Wer kümmert sich wie lange um die Kinder? Wer engagiert sich wie oft in der Freiwilligenarbeit? Und wieviel Zeit wird mit entlohnter Arbeit verbracht? Die neue Zeitverwendungs-Erhebung eröffnet spannende Erkenntnisse über die Art und Weise, wie die Menschen in Österreich ihre Zeit verbringen. Aktuelle Analysen zum Zeitwohlstand ergänzen diese: Wie sieht eine feministische Zeitpolitik aus, welche Wirkung hat eine Erwerbsarbeitszeitverkürzung und welche Zusammenhänge gibt es zwischen Zeit und Klimakrise?

Die Beiträge in diesem Heft bieten tiefere Einblicke in die ungerechte Verteilung von Zeit, beleuchten unterschiedliche Dimensionen von Zeit und Zeitwohlstand und liefern zeitpolitische Vorschläge, mit denen der Wohlstand aller erhöht werden kann. (Verlagstext)

Empfehlenswertes aus dem Internet

Bundesstiftung Gleichstellung (Hrsg.)

Leoni Linek / Pauline Ahlhaus

Zeitpolitik

<https://www.bundesstiftung-gleichstellung.de/wissen/themenfelder/zeitpolitik/>

Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesagentur für Arbeit (Hrsg.)

Vereinbarkeit von Familie und Beruf

Berufstätige Eltern – und insbesondere Mütter – stehen vor der Hausforderung, familiäre und berufliche Anforderungen unter einen Hut zu bringen. Noch viel mehr gilt dies für Alleinerziehende. Auch wer die Pflege eines Angehörigen übernimmt, muss diesen nach wie vor schwierigen Spagat bewältigen.

Das IAB widmet sich in seiner Forschung vielen Fragen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Hierzu gehören die Erwerbsbeteiligung von Müttern und Vätern ebenso wie die Verteilung von Erwerbs- und Familienarbeit zwischen den Partnern, die Betreuung und Pflege von Angehörigen, das Work-Life-Management oder geschlechtsspezifische Lohnunterschiede. Auch familien- und steuerpolitische Regelungen sowie Fragen zur Ausgestaltung der Arbeitszeit stehen im Fokus.

Neu auf einer Sonderseite sind die Publikationen und Projekte des IAB zusammengestellt.

<https://iab.de/themen/sonderthemen/vereinbarkeit-von-familie-und-beruf/>

Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik Gemeinnütziger e.V.

Geschäftsführender Vorstand:

Prof. Dr. Dietrich Henckel, Berlin (Vorsitz)
Dr. Karin Jurczyk, München (Stellvertretung)
M. A. Elke Großer, Knorrendorf
Björn Gernig, Dipl. Freizeitwissenschaftler,
Bremen

Beratender Vorstand:

Prof. Dr. Uwe Becker, Bochum
Prof. Dr. Christel Eckart, Frankfurt a. M.
Prof. Dr. Ulrich Mückenberger, Bremen
Prof. Dr. Fritz Reheis, Bamberg
Dr. Jürgen Rinderspacher, Hannover
Dr. Susanne Schroeder, Berlin
Dr. Helga Zeiher, Berlin

Geschäftsstelle:

Prof. Dr. Dietrich Henckel
Holsteiner Ufer 28
10557 Berlin
Telefon: (030) 393 45 30
Fax: (030) 314 281 51
d.henckel@isr.tu-berlin.de
d.henckel@zeitpolitik.de

Kontoverbindung: Zeitpolitik e.V.
Postbank Berlin
IBAN: DE 83 1001 0010 0533 0481 05
BIC: PBNKDEFF

www.zeitpolitik.org

Impressum

Das Zeitpolitische Magazin (ZpM) für die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik e.V. und für Interessierte im Umfeld erscheint zweimal im Jahr, herausgegeben von der DGfZP. Es steht zum kostenfreien Download auf der Webseite der DGfZP und wird an Abonent:innen per E-Mail versandt. Bestellung und Abbestellung bitte formlos an die Redaktion.

ISSN 2196-0356

Verantwortlich für Inhalt (V.i.S.d.P. und gemäß § 10 Absatz 3 MDStV): Dr. Susanne Schroeder

Redaktion:

Dr. Susanne Schroeder – s.schroeder@zeitpolitik.de
Elke Großer, M. A. – elke-grosser@t-online.de

Satz: Anna von Garnier – www.annavongarnier.de

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wieder. Das ZpM ist als Gesamtwerk urheberrechtlich geschützt. Das Copyright liegt bei der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik e.V., das Urheberrecht namentlich gekennzeichneten Artikel liegt bei deren Verfasser/innen.

Das Zitieren aus dem ZpM sowie die Übernahme namentlich nicht gekennzeichneten Artikel ist gestattet, solange solche Inhalte keiner kommerziellen Nutzung dienen und die Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik e.V. als Quelle genannt wird. Die Redaktion bittet um Zusendung eines Belegexemplars.

Das ZpM wird mit größtmöglicher Sorgfalt erstellt; Links auf Webseiten von Dritten werden auf Funktionalität geprüft. Mit Urteil vom 12. Mai 1998, Aktenzeichen 312 O 85/98 „Haftung für Links“, hat das Landgericht Hamburg entschieden, dass man durch die Anbringung eines Links die Inhalte der verlinkten Webseite ggf. mit zu verantworten hat. Dementsprechend distanziert sich das ZpM ausdrücklich von allen Inhalten der Webseiten von Drittanbietern, auf die ein Link gelegt wird. Wir machen uns deren Inhalte nicht zu eigen.

Verletzungen von Urheberrechten, Markenrechten, Persönlichkeitsrechten oder Verstöße gegen das Wettbewerbsrecht auf fremden Webseiten waren nicht augenscheinlich und sind der Redaktion eben so wenig bekannt wie eine dortige Erfüllung von Straftatbeständen.